OLZ

XXXV / 2 FEBRUAR 1932

Das Zahlensystem nach der Fünf im Mitani.

Von Ferdinand Bork.

Nach mehr als zwanzigjähriger Pause möchte ich die Erforschung des Mitani zunächst durch einige kleinere Beobachtungen zu fördern suchen. Da ich in der folgenden Untersuchung über die Zahlen nicht jedes neue Ergebnis ausführlich begründen kann, so möchte ich den Leser darum bitten, an der Form der Darbietung nicht Anstoß zu nehmen.

Wir gehen aus von dem Satze II 58 *a-i-la-an t[u]-pe-na* [*-a-ma-an*], (59) tu-um-ni *i-i-ši-ih-he-na*, ši-in *ši-ni-pe-e-ro-oh-he-na*, uk . . . (60) *hijarohhe*, šu-aš-še-na *an-cu-kal-la*, *a-ko-o-ša-a-an-ni*. Das endständige Verbum bedeutet „er hat abgeliefert". Die zwei ersten Wörter „aber diese Tafeln" sind das Objekt. Alles dazwischen Stehende sind Appositionen zu *tu-pe-na* „Tafeln". Bekannt sind darin die Vokabeln *hijarohhe* „Gold", „golden" (Singular!), *ši-ni-pe-e-ro-oh-he-na* „Elfenbein", „elfenbeinern" (Plural!). Daraus ergibt sich *i-i-ši-ih-he-na* etwa als „Bronze", „bronzen" (Plural). Der Ägypter Mane hat sicherlich nicht eine Tafel aus Gold und soundsoviele aus Elfenbein und Bronze abgeliefert, sondern „eine über goldene Gegenstände, x über elfenbeinerne, y über bronzene". Es folgt die Summe „šu-aš-še-na im ganzen (*an-cu-kal-la*)".

Damit gewinnt man die Gleichung *tu-um-ni* + *ši-in* + *uk* . . . = *šu-aš-še-na*. Von diesen vier Zahlen ist *uk* . . . die einzige bekannte, „eins", da der Stoffname im Singular folgt. Aber auch *tu-um-ni* und *ši-in* sind nicht ganz unbekannt. Sie werden nicht erheblich größer als „eins" sein, da zwei Inventartafeln für Elfenbein- und drei für Bronzesachen genügt haben dürften.

Man muß nun aber auch versuchen, diesen Schluß zu stützen. Es lautet IV 115 *i-nu-u-me-e-ni-i-in še-e-er-re-e-tan* (116) [$^{il\hat{a}ni}$]*e-e-en-ni-iḫv-tan*, *še-har-ni-iḫv-ḫva-aš*, *hu-tan-ni-iḫv-ḫva-aš*, *ša-a-ri-il-le-et-ta*, (117) [*ša*]*-a-*[*at*]*-til-la-a-an*, ši-ne-e-til-la-ma-an $^{\hat{u}l\hat{a}ni}$*e-e-en-na-šu-uš na-ak-ki-te-en*, (118) $^{\text{ilu}}$*Te-e-eš-šo-pa-aš*, $^{\langle \text{ilu} \rangle}$*A-ma-a-nu-u-til-la-a-an*, *iḫv-ri-iḫv-ḫva-šu-uš*, *at-ta iḫv-ḫva-šu-uš*. „Wie ich von Deinen Göttern, meinen Helfern, meinen Kämpen, einen šerre gefordert haben möchte, so mögen helfend die zwei Götter von uns es gutheißen, Tešup und Amân, unsere beiden Könige, unsere beiden Väter". Hier bezieht sich ši-ne-e-til-la-ma-an unzweifelhaft auf die beiden Götter und erweist für *ši-in* die Bedeutung „zwei". Ebenso dürfte II 73 *ši-ne-e* . . . auf die zwei Länder Matašriânne und Murjohe zu beziehen sein, die Z. 71f. genannt werden.

In III 35ff. zählt Dusratha zwei Tafeln auf, eine neue von ihm selber stammende und eine von seinem Großvater, die Mitgiftsendungen betreffen, und fährt fort: (39) *a-ra-an-ni-e-ni-la-an še-e-ni-iḫv-ḫvu-uš*, *tup-pi-aš*, (40) ši-ni-a-še-na-a-am-ma-ma-an „Und lesen möge mein Bruder sie, die zwei Tafeln, und zwar siebenmal". Die Übersetzung des letzten Wortes geht darauf zurück, daß im Amarnafunde die Zahl sieben eine große Rolle spielt. Es soll freilich nicht verschwiegen werden, daß Dusratha sonst eine Vorliebe für die Zehn hat. Grammatisch ist gegen meine Widergabe kaum etwas einzuwenden. Am Ende der Bildung steht das bindende und hervorhebende Suffix *man*, davor das verallgemeinernde *amma*, das anscheinend den multiplikativen Charakter des Ganzen bedingt. Das übrigbleibende *ši-ni-a-še-na* wird man wohl in *ši-ni* „zwei" und *a-še-na* „fünf" zerlegen dürfen. Trotzdem diese Bildung das Pluralzeichen *-ena* enthält, wird man doch nicht an „zwei Fünfen" zu denken haben, sondern an 2 + 5.

„Fünf" lautet also wohl, wenigstens in Zusammensetzungen, **aša* oder *aš-ena*.

Setzt man die Ausgangsgleichung *tu-um-ni* + *ši-in* + *uk* . . . = *šu-aš-še-na* in Ziffern um, so erhält man 3(!) + 2 + 1 = 6. Da *aš(a)-ena* „fünf" und *šini-aš-ena* „sieben" bekannt sind, so kann *tu-um-ni* weder „vier" (4 + 2 + 1 = 7!), noch „fünf" noch „sechs" sein, letzteres schon deswegen nicht, weil es wie „sieben" von **aša* hergeleitet sein müßte.

Ist aber *tu-um-ni* „drei", so ist *šu-aš-še-na* „sechs", was zu *ši-ni-a-še-na* stimmt. Daß in *šu-* ein anderes Wort für eins belegt ist als das vorhin als *uk* . . . bestimmte, ist bedeutungslos, da die Vielgestaltigkeit der Eins in vielen Sprachstämmen nun einmal vorliegt. So stützen sich *šu-aš-še-na und ši-ni-a-še-na* gegenseitig und belegen das Zahlensystem nach der Fünf im Mitani.

Dieses Ergebnis kann noch gefestigt werden, indem *tu-um-ni* „drei" weiter gesichert wird. In der lykischen Grabinschrift Kalinka 36 (Tit. As. Min. I S. 32f.) kostet die Benutzung des oberen Grabes $10^1/_2$ Attha, die des unteren $3^1/_2$. Das Preisverhältnis ist also 3 : 1. In Kalinka 92 kostet die Benutzung des oberen Grabraumes einen Siglos, die des unteren *topmme* (*sekhla*). Da solche Preisverhältnisse auf lange Zeit hinaus gleich zu bleiben pflegen, so schloß ich, daß *topmme*, das ja ein Zahlwort ist, „drei" bedeutet (Skizze des Lük. § 92). Dieses aber ist dem Anscheine nach verwandt mit *tu-um-ni*.

Zum Schlusse möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß auch das Schumerische ursprünglich das Fünfersystem gehabt haben muß, wie *aš* 1 neben *ãš* 6 (< **ja-aš*); *min* 2 neben *imin* 7 (< **ja-min*); *limmu* 4 neben *ilimmu* 9 (< **ja-limmu*). Daß diese Zahlen mit den mitanischen verwandt seien, wird wohl niemand behaupten können. Aber die Frage der Herkunft der schumerischen Zahlwörter ist noch niemals behandelt worden. Es kommen u. a. für „eins" und „zwei" *diš* und *gaš* vor, die die Einheitlichkeit der Sprache in eigentümlichem Lichte erscheinen lassen.

Zur jiddischen Sprache und Literatur.

(Neuerscheinungen des Jiddischen Wissenschaftlichen Institutes in Wilno.)

Von J. Meitlis.

Das Jiddische Wissenschaftliche Institut[1] ist während der kurzen Zeit seines Bestehens mit einer Reihe umfangreicher Forschungsarbeiten an die Öffentlichkeit getreten, die die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich ziehen werden[2]. Seine bisherigen Publikationen, die die Gebiete der Sprach- und Literaturwissenschaft, der Volkskunde, der Geschichte, der Wirtschaft und Statistik u. a. m. umfassen, bieten eine reiche Ernte fleißiger Forschung und ernster Wissenschaftlichkeit. Natürlich ist es bei der Fülle und Verschiedenartigkeit der zusammengetragenen Stoffe nicht möglich, auch nur annähernd auf sie im einzelnen einzugehen.

Der 1. Band ist dem 75-jährigen Altmeister der jiddischen Philologie, Dr. Alfred Landau, Wien, von seinen Verehrern und Jüngern dargebracht.

Die Beiträge zerfallen in drei Hauptgebiete: Sprachforschung, Literaturgeschichte und Folklore. Von ihnen seien als für die Leser der OLZ wichtig erwähnt: W. Staerk, Jena, veröffentlicht auf S. 50—56 unter der Überschrift: „Aus den jüdisch-deutschen Schätzen der Münchener Staatsbibliothek" Fragmente einer wertvollen alten jüdisch-deutschen Übersetzung von „Prinz und Derwisch" und von „Kalila und Dimna", beide als Hs. „Prinz und Derwisch" ist eine gereimte jüdisch-deutsche Bearbeitung vom gleichnamigen Werk Abraham Ibn Chisdais (13. Jahrh.), das wiederum eine Bearbeitung des Barlaam und Josaphat-Stoffes ist. Staerk sieht die Bedeutung dieser jüdisch-deutschen Bearbeitung darin, daß uns hier eine nichtchristliche Version dieses Romans erhalten ist. Und in der Tat haben wir es hier mit einem großen Denkmal altjüdischer Literatur zu tun, das wir getrost unter die andern großen Werke jener Zeit einreihen können. Bedeutung kommt auch dem zweiten Ms. zu, das eine Übersetzung der ersten vier Kapitel des didaktischen Werkes „Kalila und Dimna" bietet. I. Riwkind, New York, veröffentlicht ein ebenfalls interessantes literargeschichtliches Dokument (S. 41—50) „Der Handwerker in einem altjiddischen Lied", das wahrscheinlich dem 18. Jahrhundert angehört. Einen philologischen Nachtrag dazu gibt Weinreich daselbst auf S. 50—56.

M. Erik behandelt die Frage der Entstehung der interessanten jüdisch-deutschen Novelle „Maasse Beria und Simra" (S. 153—162), wobei er den gedruckten Text von Venedig 1597 mit dem Münchener Ms. Cod. hebr. 100 von Isaak Reutlingen (etwa 1580) vergleicht. Erik vertritt die Meinung, daß Isaak Reutlingen nur als Kopist einer älteren Hs. und nicht als Verfasser zu gelten hat. Eine zweite Abhandlung liefert uns Jakob Schatzky, New York, über „Paris und Vienna" (S. 188—196), den bekannten Roman des Elia Bachur (erste Hälfte des 16. Jahrh.), der seinem Stoffe nach ein ritterliches Poem aus dem provençalischen Kreis ist, dessen älteste, französisch abgefaßte Redaktion aus dem Jahre 1364 stammen soll.

Bedeutendes literargeschichtliches Material finden wir in den gründlichen philologischen Untersuchungen von N. Stif, „Wenn — denn — Bindeworte der jiddischen Sprache des 15. und 16. Jahrh." (S. 95—128) und von N. Prilutzky über jiddische Zeit-

1) Über Ziel, Aufgaben und Leistungen der JIWO informieren ausführlich einige in jiddischer Sprache abgefaßte Broschüren. Es sind:

a) „Die Organisation der jiddischen Wissenschaft", Wilno 1925. Dieselbe enthält eine Programmschrift aus der Feder N. Stif's.

b) „Die Vorberatung über das wissenschaftliche Institut", Berlin 1925.

c) „Zwei Jahre Arbeit für das Jiddische Wissenschaftliche Institut, 1925—27", Wilno 1927, und

d) der neuerdings erschienene „Bericht der Konferenz der JIWO (Wilno 24.—27. Oktober 1929)", Wilno 1930. — Das Auslandsbüro der JIWO in Berlin gab 1928 eine deutsche Broschüre „Das Jiddische Wissenschaftliche Institut (1925—28)" heraus. Außerdem werden regelmäßige Bulletins sowohl in Jiddisch (in Wilno) wie in Deutsch (in Berlin) herausgegeben, die über das Fortschreiten der Arbeit am Institut berichten.

Durch gedruckte Fragebogen, Unterweisungshefte für Folklore-Sammler usw. wird die Verbindung mit den einzelnen Ortsgruppen wie Privatsammlern aufrechterhalten und die Sammlertätigkeit besonders gefördert.

2) Schriften des Jiddischen Wissenschaftlichen Institutes:

a) Philologische Reihe I, Landau-Buch (לאנדוי־בוך), zu seinem 75. Geburtstage, den 25. November 1925, von seinen Freunden und Schülern. Wilno 1926 (תרפ״ו). 4°. 428 u. XXVIII Seiten englischen Textes. Wilnaer Verlag von B. Kletzkin.

b) Philologische Schriften (פילאלאגישע שריפטן) II. Band. Wilno 1928 (תרפ״ח). 4°. 516 u. XXVIII Seiten engl. Textes. Wilnaer Verlag von B. Kletzkin.

c) Philologische Schriften (פילאלאגישע שריפטן) III. Band. Wilno 1929 (תרפ״ט). 4°. 623 u. XVIII Seiten engl. Textes. Wilnaer Verlag von B. Kletzkin.

umstandsworte in der Bedeutung von „jetzt“ (S. 346—378).

Auf dem Gebiete der Folklore-Forschung ist der Jubilar Alfred Landau selbst mit einem Artikel „Bemerkungen zur jiddischen Folklore“ (S. 13—21) vertreten. Es sind wichtige folkloristische Anmerkungen und Nachträge zu der veröffentlichten Sammlung von S. Bastomski. Besondere Beachtung verdient noch die ausgezeichnete volkskundliche Untersuchung Max Weinreichs, Wilno, über „Lantuch“ (S. 217—236), die zum Kapitel der Erforschung jüdischer Dämonologie gehört. Weinreich geht zuerst dem Worte „Lantuch“ philologisch nach und beweist seine Zusammengehörigkeit mit dem Altfranzösischen — luiton — (als Bezeichnung eines bösen Geistes). Dieses — luiton — wird bei den hebräischen Kommentatoren des Mittelalters verwendet, um den im Talmud (vgl. bab. Me'ilah 17b) vorkommenden Dämon Ben-Temaljon zu bezeichnen, den Raschi (11. Jahrh.) aber mit notion, die Tosaphisten der späteren Jahrhunderte bereits mit lamtuch definieren. Wie es mit der Etymologie des Ben- oder Bar-Temaljon bestellt sein soll, ob dieser Name von der persischen Dämonologie übernommen worden ist oder ob wir seinen Ursprung wo anders, etwa im Christentum (von Bartholomeus — Barthomoleon) zu suchen haben, eins ist aber klar: Dieser talmudische Dämon wird bei Raschi mit notion und von den Tosaphisten mit lamtuch wiedergegeben. Der Übergang von m des lamtuch zum n des heutigen lantuch ist natürlich ein rein phonetischer. Von dieser Bezeichnung des Dämons sagt Weinreich: „Die Verbindung zwischen der altfranzösischen Vorstellung einerseits und der Definition der Tosafisten und den heutigen Volkserzählungen über ‚Lantuch‘ andererseits ist eine ganz deutliche“ (S. 234.) Wichtige Nachträge mit einigen weiteren Erzählungen, die die schädliche Wirkung des Dämonen Lantuch, wie er in der Volksvorstellung lebt, charakterisieren, bringt Weinreich im II. Band der Schriften (S. 494—500). In einem kurzen Artikel weist A. Goldmann, Wien, (S. 92—94) eine interessante Einzelheit über den Brauch der Wachtnacht (bei Wöchnerinnen in der letzten Nacht vor der Beschneidung, wo man gewöhnlich Einfluß böser Geister auf die Mutter und den Säugling befürchtet, wird die Gefahr durch verschiedene magische Übungen abgewehrt) bei den Wiener Juden zu Beginn des 15. Jahrh. nach. Im III. Band der Schriften geht Zoller bei der Untersuchung des „Lilith“-Glaubens besonders auf diese Erscheinung ein, vgl. das. S. 121—142. Entnommen ist die Schilderung Goldmanns einer Wiener Predigt (handschriftlich), die der Franziskanermönch Hanns Pyschoff angefertigt hatte.

Materialien zur Sprachforschung tragen u. a. Reisen, Kagarow, Kalmanowitsch, Leibl zusammen.

Aus dem 2. Bande: In seiner Arbeit „Michael Adams drei jiddische Bücher“ (S. 135—168) will N. Stif den Beweis erbringen, daß Michael Adam, ein Zeitgenosse und Landsmann von Konrad Geßner, der Übersetzer sei sowohl der Konstanzer Pentateuchausgabe von 1544, des chronikartigen Werkes „Jossipon“ — ein Pseudo-Josephus — (Zürich 1546) wie des ethischen Werkes „Buch der Furcht“ (ספר היראה), das in Zürich, ebenfalls 1546, erschienen ist. Vom letzteren sind zwei Versionen, eine prosaische (Zürich 1546) und eine gereimte von Freiburg 1583 erhalten. Nachträge gibt Stif im Band III S. 615.

Die Abhandlung M. Weinreichs „Zur Geschichte des älteren Achaschwerosch Spiels“ (S. 425—452) berührt ein theatergeschichtliches Problem der älteren jüdisch-deutschen Purim-Spiele, die nach dem Helden des biblischen Esther-Buches genannt sind. Weinreich analysiert hier 10 Spiele, von denen das älteste 1697 entstand (die Leipziger Hs.) und das letzte unter dem Titel „Errettung der Juden“ 1780 in Amsterdam erschien. Die Arbeit ist nur ein Ausschnitt einer vollständigen Sammlung sämtlicher bis in das 19. Jahrh. hineinreichenden Spiele, die mit einem textkritischen Apparat versehen, erscheinen soll.

Einem folkloristischen Thema sucht Chajes gerecht zu werden, indem er auf die „Vorstellungen und Bräuche im Zusammenhang mit dem Tode“ eingeht. Dieses überaus wichtigen und schwierigen Themas, das über eine riesige Literatur verfügt, ist der Verfasser schwerlich Herr geworden.

Auf dem Gebiete der Lexikologie, der Etymologie, Phonetik, der Sprachgeschichte usw. wäre noch eine ganze Reihe von namhaften Arbeiten zu verzeichnen. So u. a. die von Spiwak, Willer, Alfred Landau, Rudolf Glanz u. a. m.

Aus dem 3. Bande: I. Riwkind, New York, „Die historische Allegorie des R. Meir Schaz“ (ר' מאיר ש"ץ) (S. 1—42) mit einem Nachtrag von J. A. Joffe (S. 599—606). Schaz war eine der führenden rabbinischen Persönlichkeiten des jüdischen Mittelalters, deren Wirkungskreis Worms war. Als Bibelerklärer wird er schon von Raschi (11. Jahrh.) erwähnt. Auf dem Gebiete der liturgischen und religiösen Poesie ist sein Name bekannt. U. a. hat er viele aramäische Dichtungen verfaßt, von denen der אַקְדְּמוּת-Hymnus bis auf den heutigen Tag am Schawuoth-Feste liturgische Verwendung findet. An diese aramäische Schöpfung und ihre Entstehung knüpft nun eine Volkslegende an, deren Hauptheld derselbe R. Meir ist. Dabei spielt die weitverbreitete Sage von den unabhängigen stolzen jüdischen Stämmen, die jenseits des legendarischen Flusses Sambatjon wohnen, hinein. Riwkind sieht in dieser Erzählung eine geschichtliche Allegorie eines faktischen Geschehens aus der Drangsalszeit Israels. Seiner Untersuchung legte Riwkind das Oxforder Ms. Opp. 714 und den ersten Druck von Fürth 1694 zugrunde. Die Arbeit ist mit einer Einleitung versehen, die biographisches und bibliographisches Material zusammenträgt und quellenkritische Randbemerkungen enthält. Wie aus einer seiner Anmerkungen hervorgeht, scheint er die Entstehungszeit des Ms. Opp. 714, das nur aus Erzählungen und מעשה-Stoffen besteht, auf das Ende des 15., nicht später aber als zu Anfang des 16. Jahrh. festzusetzen. Diese Annahme kann Ref. nicht teilen. Da die nächste Erzählung desselben Ms. No. IX das Jahr 5339 (= 1579) als Datum nennt, gewinnen wir als früheste Grenze für die Entstehungszeit dieses Ms. das Jahr 1579. Vgl. Steinschneider im Serapeum von 1864 No. 410. Eine andere Frage, die wir an die Erzählung selbst anknüpfen möchten, ist die: Ist sie vielleicht von einem bereits gedruckten oder geschriebenen Buch, das anschließend das אקדמות-Lied hatte, kopiert worden? In unserem Ms. wenigstens bezieht sich das Ende der Erzählung auf dieses Lied, das noch folgen sollte und wahrscheinlich nur deshalb ausgelassen wurde, weil es in eine Geschichtensammlung nicht recht hineinzupassen schien. Die Lesart des Schlusses hat man aber trotzdem beibehalten, ohne das Lied darauf folgen zu lassen.

Als Muster einer größeren Materialsammlung jiddisch-historischer und gesellschaftlicher Lieder (die er mit einem kritischen Apparat versehen herauszugeben beabsichtigt) veröffentlicht Jakob Schatzy, New York, „Das Klagelied über die Zer-

störung von Worms" (S. 43—56). Das Lied, das vom Sohne Elieser Liebermanns (des Übersetzers und Herausgebers der מעשה נסים, Amsterdam 1696) verfaßt wurde, spielt auf die Zerstörung von Worms durch die Feuersbrunst am 3. Mai 1689 an. Ref. will dabei auf eine zeitgeschichtliche Notiz hinweisen, die er auf einem gedruckten Folioblatt, das ein ethisches, akrostichisches Lied enthält (vgl. Cowley's Katalog der gedruckten Bücher d. Bodleiana, 1929, S. 318) gefunden hat. Das Lied, sicherlich von Liebermann in Amsterdam gedruckt, enthält am untersten Rande des Blattes eine Notiz desselben über seine Auswanderung und die Zerstörung der Stadt Worms „nach dem Schawuothfeste des Jahres 449 = 1689".

Bibliographische Notizen zur älteren jüdisch-deutschen Literatur veröffentlicht I. Zinberg, Leningrad, unter der Überschrift „Aus der altjiddischen Literatur" (S. 173—184), darunter einige Daten zur Entstehung der ethisch-erbaulichen Literatur in jüdisch-deutsch, so des „Sittenbuches" 1542, des „Lebenselixiers" (סם חיים) von 1590, das, wie der Verfasser nachweist, im Jahre 1727 von einem Plagiator unter einem andern Titel מציאת עזרי neu gedruckt wurde. In einem späteren Volksbüchlein „Das Buch Immanuel" (18. Jahrh.) weist Zinberg deutlich eine Paraphrase des bekannten Buches „Hölle und Paradies" des Immanuel aus Rom (13. Jahrh.) nach. Altes dichterisches Gut wird hier in Prosa umgegossen und als Volksbüchlein herausgegeben. Ob dieses Büchlein unbedingt dem alten hebräischen Text folgt, ist fraglich, da doch eine ältere jüdisch-deutsche Volksbuchbearbeitung, die in Prag ums Jahr 1660 erschienen, bekannt ist. Vielleicht hat dieses Büchlein gerade die ältere jüdisch-deutsche Bearbeitung benutzt.

Der bekannte Literaturgeschichtler Leo Landau, London, untersucht in seiner Arbeit „Der Jiddische Midrasch Wajoscha" (S. 223—242) den jüdisch-deutschen Midrasch zu dem Verse ויושע יהוה in Ex. 14,30 auf seine spielmännischen Grundlagen[1]. Es ist die einzig bekannte jüdisch-deutsche Bearbeitung eines Midrasch in spielmännischer Strophe. Landau legt seiner Arbeit die Ausgabe Prag 1687 und die zweite Prager o. J. (vgl. Steinschneider Cat. Bodl. S. 586, der die Erscheinungszeit zwischen 1686—1715 ansetzt) zugrunde. Den Text veröffentlicht er nach der 2. Prager Ausgabe, während er in seinen Anmerkungen und textlichen Varianten auf die 1. Ausgabe zurückgreift. Dem Abdruck des Midraschtextes schickt er eine interessante Einleitung voran, die von der weltlichen Literatur in jüdisch-deutscher Sprache handelt. Ob die erwähnte Prager Ausgabe die älteste des Midrasch Wajoscha ist, möchte ich bezweifeln. Die Universitätsbibliothek Basel besitzt eine von mir im Buxtorf-Nachlaß entdeckte handschriftliche Vorrede zu dem Midrasch Wajoscha in Jüdisch-Deutsch, die am Ende den Namen Israel Hazifroni als Drucker aufweist. Ob diese Vorrede nun eine Kopie eines bereits gedruckten Buches ist, können wir nicht feststellen, aber wir wissen, daß wir hier mit dem Drucker Israel ben Daniel 'Hazifroni zu tun haben, der in Freiburg i. Br. um 1583 gedruckt hat. Demnach wäre es möglich, daß bereits ein Jahrhundert vor der mutmaßlichen Prager editio ein Midrasch Wajoscha in Jüdisch-Deutsch gedruckt wurde.

1) Landau war auch, soviel uns bekannt ist, der erste, der in seinem Werke „Arthurian Legends", Leipzig 1912, die Hypothese vom jüdisch-deutschen Spielmann, die heute bereits allgemein anerkannt ist, aufgestellt hat.

In „R. Asarja de Rossis הדרת זקנים in jiddischer Übersetzung" (S. 367—374) veröffentlicht Bernhard Wachstein, Wien, eine bisher unbekannte Hs., die eine Übersetzung aus de Rossis bekanntem Werke מאור עינים ist. Als Übersetzer figuriert der volkstümliche Schriftsteller Moses Eisenstadt aus Prag. Die Übersetzung selbst dürfte wohl aus dem Jahre 1724 stammen.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient die ausgezeichnete folkloristische Studie von Prof. Zoller, Triest, unter dem Titel: „Lilith" S. 121—142. Ergänzende Nachträge sind auf S. 606—08 zu finden. Lilith ist die Bezeichnung für einen, zuweilen mit Flügeln und langen Haaren gedachten weiblichen Nachtgeist, der im Volksglauben besonders Wöchnerinnen und ihre Säuglinge gefährdet. Die Etymologie des Wortes ist unsicher. Während die Volksetymologie es mit dem hebräischen ליל zusammenbringt, will Zoller es von lilitu, das im Assyrischen den Geist des Windes bedeutet, ableiten. Zoller geht diesem Glauben in der orientalischen wie abendländischen Volksvorstellung nach, besonders den magischen Bräuchen, die zur Abwehr des Dämons dienen. Nachdem er geschildert hat, wie Lilith im Volksglauben aussieht, versucht er auch ein Bild davon zu entwerfen, wieso Lilith zu dem geworden ist, als was sie heute im Volksglauben gilt. In charakteristischen Strichen verfolgt er die Entwicklung der Lilith-Vorstellung im Volke durch den altorientalischen und persischen Götter- und Dämonenglauben bis hinunter zu den slawischen Völkern und Italienern. Er schließt diese interessante Studie folgendermaßen: „Zu der Dämonenschar, die das Volksbewußtsein in dauerndem Schrecken hält, gehört auch Lilith; sie hat aber ihren eigenen, scharf ausgeprägten Charakter".

Zu erwähnen ist noch ein Fragebogenentwurf zum Thema „Der Tod im jüdischen Volksglauben" aus der Feder des verstorbenen Folkloristen und Schriftstellers S. Anski. Auch Gromb, Taglicht, Weißenberg, Beilin u. a. haben interessante volkskundliche Beiträge geliefert, auf die ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen kann.

Auch auf die wichtigen und instruktiven sprachgeschichtlichen etymologischen, lexikologischen, phonetischen u. ä. Arbeiten von Birnbaum, Stif, Leibl, Joffe, Alfred Landau, Reisen, Kagarow usw. soll nur kurz hingedeutet werden.

Wichtig sind die Notizen, Anmerkungen und Nachträge, die manche Arbeit in den letzten zwei Bänden ergänzend korrigieren und philologisch erklären. Wir haben sie bei der Besprechung der einzelnen Arbeiten hie und da erwähnt.

Besprechungen.

Allgemeines.

Littmann, Prof. Dr. Enno: **Abendland und Morgenland.** Rede des neuen Rektors bei der Rektoratsübergabe am 30. April 1930 im Festsaal der Universität. Enthalten in „Reden bei der Rektoratsübergabe am 30. April 1930". (S. 13—29) gr. 8°. Tübingen: J. C. B. Mohr 1930. = Universität Tübingen, 27. RM 2 —. Bespr. von H. Fuchs, Berlin.

Auf wenigen Seiten bietet der Verfasser eine fesselnde „Umschau" über das, was alle Abendländer mit dem Morgenland verbindet, eine ausgezeichnete Zusammenstellung dessen, was die Wissenschaft in

den letzten Jahrzehnten über die Kulturbeziehungen zwischen Abendland und Morgenland erforscht hat. An der Hand zahlloser Einzelheiten tun wir einen interessanten Gang durch die Entwicklung dieser Beziehungen. Wenn auch nie eine kulturelle Eroberung des Abendlandes durch das Morgenland stattgefunden hat, so zeigt sich dabei doch, daß die abendländische Kultur, wie mit Recht nachdrücklich betont wird, vom Orient her in vielen Punkten und teilweise recht nachhaltig beeinflußt worden ist. Eine beschränkte, aber vorzüglich ausgewählte Anzahl von Anmerkungen sind zur Stütze der Ausführungen dem Heftchen beigegeben, das auch in weiteren Kreisen ein tieferes Verständnis für die beiderseitigen Kulturen zu wecken geeignet ist.

Vorträge der Bibliothek Warburg, hrsg. von Fritz Saxl. VIII: Vorträge 1928—1929: Über die Vorstellungen von der Himmelsreise der Seele. Leipzig: B. G. Teubner 1930. (IX, 283 S., 24 Taf.) gr. 8°. RM 20—. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Die vorliegenden Warburg-Vorträge sind einer umgrenzten Gruppe religiöser Vorstellungen gewidmet, den Gedankengängen über die Reise, welche die menschliche Seele einzuschlagen habe, um aus dem Diesseits in eine höhere Welt zu gelangen. Das Thema gelangte dabei nicht als Gesamtheit zur Besprechung; sechs Fachmänner erörterten unabhängig von einander Einzelanschauungen, die in bestimmten Völkern oder Zeiten sich über die einschlägigen Lehren gebildet hatten. Bei der Drucklegung ließ Farinelli dem Wortlaute des Vortrags ausgedehnte Anmerkungen folgen, Schrade gestaltete aus ihm eine umfangreiche Abhandlung, die übrigen Redner begnügten sich mit kurzen Belegen zu der ursprünglichen Fassung.

Hermann Kees, Die Himmelsreise im ägyptischen Totenglauben (S. 1—20), beginnt seine Ausführungen mit einem Hinweis auf das Versagen der ältesten textlichen ägyptischen Grabausschmückung in bezug auf die Jenseitsvorstellungen, während doch bestimmte Regeln für die Anlage der Gräber und die Bestattung vorhanden waren. Dann bespricht er die Einwirkung der Anschauungen von Heliopolis und seiner Gestirnreligion auf Königtum und Staat, die Pyramidentexte mit ihren solaren Zügen, die aber keine Einheitlichkeit zeigten, sondern mehr in magischem Sinne alle Möglichkeiten, die sich als nützlich erweisen konnten, auszuschöpfen suchten. Hieran schließt sich der Himmelsflug des Königs als Falke oder in anderer Vogelgestalt neben der selteneren Benutzung der Sonnenbarke oder einer Leiter zum Aufstieg. Widerstrebenden Mächten gegenüber konnte freie Fahrt durch Drohungen mit Worten und durch das Kennen der erforderlichen Zaubersprüche und Dämonennamen erzwungen werden.

Da die erhaltenen Formeln in den Königspyramiden sich auf den König beziehen, geht Kees, wie eine Reihe anderer Ägyptologen, von der Auffassung aus, daß die in ihnen ausgesprochenen Unsterblichkeitslehren nur für den König galten. Für die Untertanen wären in der damaligen Zeit andere Vorstellungen maßgebend gewesen. Anschließend hieran sucht er aus dem freilich nur sehr lückenhaft erhaltenen Material zu erweisen, wie mit der Schwächung der Königsmacht des Alten Reiches allmählich die Himmelslehre der königlichen Totentexte auf das Jenseitshoffen zunächst des hohen Beamtenadels einwirkte. Dann wurde der Osirisglaube mehr und mehr wirksam und das Jenseits des Toten großenteils im Grabe gesucht. In den anschließenden Gedankengängen spielte die nächtliche, in ihren Einzelheiten ausführlich, aber sehr verschiedenartig ausgemalte Fahrt der Sonne durch die Unterwelt mit ihren Schreckgespenstern eine größere Rolle. — Auf eine kritische Erörterung von Einzelheiten oder prinzipiellen in dem Vortrage berührten Fragen einzugehen, verbietet der hier verfügbare Raum.

Nach Richard Reitzenstein, Heilige Handlung (S. 21—41), kann ein Kultakt, der durch äußere Darbietungen und begleitende Gebete ein inneres Erleben in uns erzeugen und eine Kraft uns mitteilen will, nur verständlich werden, wenn wir sein Ritual bis in die Einzelheiten kennen und außerdem das begleitende Wort, die Liturgie, besitzen. Die derart komponierte heilige Handlung besitzt ein gewisses Eigenleben und kann von einem Volke in das andere übernommen werden und sich neuen, nicht immer konformen Religionsvorstellungen anpassen. Von diesem Gesichtspunkte aus untersucht er das Verhältnis des mandäischen Taufrituals zu der christlichen Taufe. Die seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. am untern Euphrat nachweisbare mandäische Religionsgemeinschaft wohnte, wie Lidzbarski nachwies, ursprünglich im Jordantal. Vor allem wichtig ist bei ihr die Taufe, die der christlichen so ähnlich sei, daß ein Zusammenhang nicht abgeleugnet werden könne. Dabei haben die mandäischen Vorstellungen, wie Andeutungen bei Philo und eine Untersuchung des Kultes der persischen Göttin Anahita zeigten, bereits lange vor dem 8. Jahrhundert bestanden. Man darf aber nach dem Verf. bei der Entlehnungsfrage nie vergessen, daß die Religion neu, die äußere Form der Handlung aber alt sein könne. Auf die Diskussion, die sich an sein Buch über die Vorgeschichte der christlichen Taufe, von dem der Vortrag ausgeht, anschloß, geht Reitzenstein hier nicht weiter ein.

Von besonderer Wichtigkeit für den Orientalisten ist der Aufsatz von Richard Hart-

mann, Die Himmelsreise Muhammeds und ihre Bedeutung in der Religion des Islam (S. 42—65), der davon ausgeht, daß bei vielen Völkern die Vorstellung, daß die Seele des Menschen nach dem Tode durch die Sphären des Himmels allmählich zum Sitze der Gottheit aufsteige, gemeinsamer Besitz sei. Eng damit verbunden sei der Glaube, daß es bevorzugten Menschen vergönnt sei, bereits bei Lebzeiten die Himmelsreise auszuführen. In der islamischen Großkirche ist letzteres Motiv ausschließlich mit der Person des Stifters der Religion verbunden, die Geschichte seiner Himmelsreise nimmt im Bewußtsein seiner Gemeinde einen hervorragenden Platz ein. Im Qor'ān wird nur einmal mit Bestimmtheit von der nächtlichen Reise des Propheten von dem Bethause von Mekka zu dem weitentfernten Bethaus, dem Mesdschid al-'Aqṣā, gesprochen. Unter letzterem versteht die arabische Überlieferung Jerusalem und unterscheidet die nächtliche Entrückung hierher von der Himmelfahrt. Weit wahrscheinlicher ist es, daß Muhammed das Heiligtum im Himmel gesucht hat.

Je weniger der Qor'ān ergab, um so freier konnte sich bereits wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Propheten die Legende entwickeln. Diese verarbeiteten die von den islamischen Gelehrten später gering geschätzten Quṣṣāṣ „Geschichtenerzähler" zu einem zusammenhängenden Ganzen, das weder geschichtlich treu berichten noch im Sinne der orthodoxen Frömmigkeit erbauen, sondern unterhalten und ergötzen wollte. Es entstanden besondere Schriften, welche die Himmelsreise von Mekka über Jerusalem zur Himmelsleiter und diese hinauf zu den aufeinander folgenden Himmeln bis zu Gott selbst schilderten. Hartmann gibt ein aus dem 16. Jahrhundert stammendes Erzeugnis dieser Literatur wieder und weist in kurzen, aber inhaltsreichen Ausführungen auf den Einfluß dieser Volksfrömmigkeit auf die theologischen Kreise und die Bedeutung der islamischen Mystik in diesem Zusammenhange hin. Bei der Frage, ob die Grundgedanken dieser Legenden auf Dante eingewirkt haben, steht der Vortragende den viel besprochenen Thesen Asín Palacios' vielfach skeptisch gegenüber. Die mittelalterlichen christlichen und islamischen Welten bildeten die beiden Hälften einer größeren Einheit, beide wahrten und entwickelten das gemeinsame Erbe des Hellenismus. Es sei daher im Einzelfall immer mißlich, von einer Entlehnung zu sprechen, wenn ein gemeinsamer Besitz vorliegen könne.

In seiner umfassenden Arbeit zur Ikonographie der Himmelfahrt Christi (S. 66—190) schildert Hubert Schrade, wie sich das Mittelalter bis auf Giotto herab mit den Motiven, die in der Spätantike die Herrscherapotheose sinnbildeten, auseinandersetzte. Dabei handelte es sich nicht nur um eine Wandlung bloßer Motive, sondern um einen Wandel der Gott- und Weltvorstellung auch dort, wo die Kunst in einer neuen Nähe der Antike erschien. Bei der Erörterung der kunstgeschichtlichen Entwicklung werden die byzantinischen Elfenbeinarbeiten und Miniaturen und die im Orient erhaltenen Kirchenreliefs und koptischen Fresken ausführlich herangezogen. Interessant erscheinen in diesem Zusammenhange besonders die Darstellungen aus Bawît, welche Christus zur Himmelfahrt einen Wagen benutzen lassen.

Arturo Farinelli, Der Aufstieg der Seele bei Dante (S. 191—213), spricht sich in seinen von einer geradezu schwärmerischen Hochachtung vor Dante und seinem Werke erfüllten Darlegungen gegen die Aufstellungen von Palacios über die Einflüsse der Himmelsreise Muhammeds auf den Aufstieg Dantes zu den himmlischen Chören aus. Das lebende Licht der Platonischen Ideen sei beseelend auf die Schöpfung Dantes gefallen; reine, natürlichste Gedankenquelle sei die wunderbare Dogmatik der grübelnden Kirchenväter und Mystiker von dem heiligen Augustin bis auf Thomas von Aquin und dem heiligen Bonaventura gewesen. Auch habe er sich sein Leben lang mit den Sternen und ihrem Lauf, ihrer Wirkung auf die im Dunkel irrenden Gottessöhne beschäftigt. Orientalische Vorstellungen werden nicht weiter herangezogen.

Walter Friedlaender behandelt (S. 214 bis 243) als Kunsthistoriker den antimanieristischen Stil um 1590 und sein Verhältnis zum Übersinnlichen in der italienischen Malerei. Orientalische Einflüsse spielen bei den in Frage kommenden Künstlern den Carracci, Caravaggio, Cerano, Cigoli u. s. f. keine Rolle.

Den Abschluß der anregenden und lehrreichen Vortragsammlung bilden ein genaues Personen- und Sachregister (S. 244—283) und 44 sehr gut ausgestattete Tafeln zu den Aufsätzen von Schrade und Friedlaender.

Ebert, Max: Reallexikon der Vorgeschichte. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter hrsg. Bd. I—XIV. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1924—1929. Bespr. von Hubert Schmidt, Berlin.

Nach dem Gesamtplane des Herausgebers, „die frühste Kulturentwicklung Europas, Westasiens und des näheren Orients" in dem umfangreichen Werke zur Darstellung zu bringen, mußten auch die Forschungsergebnisse der *Orientalistik* in ihren Sondergebieten Berücksichtigung finden. Der bezügliche Stoff wird

daher geographisch nach den Ländern des nahen Orients, Ägypten, Palästina-Syrien, Kleinasien, Mesopotamien und Iran gegliedert, woran sich ein Teil von Nordafrika unmittelbar anschließt, während die Brücken zur alteuropäischen Kulturentwicklung die östlichen und westlichen Mittelmeerländer bilden. S. immer die Artikel s. v. mit entsprechenden Übersichten. Fraglich erscheint es dabei, in welchem Umfange Ägyptologie, Assyriologie und Semitistik im Reallexikon für Vorgeschichte herangezogen werden müssen.

Besonders wertvoll ist H. Obermaier's Bearbeitung der ältesten und älteren Steinzeit (s. v. Ägypten A, Palästina-Syrien A, Kleinasien A, Nördl. Afrika), weil sie nicht nur mit der entsprechenden Entwicklung Europas (s. v. Paläolithikum, Capsien, Frankreich A, Pyren. Halbinsel A und zahlreiche Teilartikel), sondern auch mit weiteren Fundgebieten Asiens (s. v. Indien, Java, sogar China) und Afrikas (s. v. Südl. A.) im Einklang steht. Erst in der Folgezeit kann vom „Orient" im Sinne einer andersartigen Kulturentwicklung im Verhältnis zu Europa die Rede sein.

In *Ägypten* ist die Vorzeitforschung, abgesehen vom Paläolithicum, erst im Werden begriffen. Daher mag die Übersicht von Roeder s. v. Ägypten, einem der ältesten Artikel (vgl. New Race), durch die Beiträge von Scharff (s. v. Abusir el-Meleq, el-Kubanieh, Naga-ed-Der, Negade, Nubien, Polieren B, Staffeldatierung, Tarkhan, Vase C u. O u. a.) passend ergänzt werden, um den Erfordernissen der Prähistorie besser zu genügen. Aber mit der Hauptmasse des gebotenen Stoffes aus der Ägyptologie, der der Archäologie, Geschichte und Religion der alten Ägypter entnommen ist, wird der Rahmen der Vorgeschichte im R. L. sehr viel weiter überschritten, als es für das „Verständnis der vorgeschichtlichen, europäischen Zustände" nötig ist. Dagegen ist für Nordafrika (s. v. A u. B; Tunis) der Zusammenhang mit der Vorgeschichte besser festgehalten.

In *Mesopotamien* ist die Vorgeschichtsforschung durch die mächtig fortschreitenden, systematischen Bodenarbeiten, an denen im Wettstreit zahlreiche Nationen beteiligt sind, im dauernden Flusse; daher bedürfen die bezüglichen Arbeiten im R. L. der Erweiterung und Erneuerung (s. v. Mesopotamien). Als Träger der Vorzeit kann die bemalte Buntkeramik gelten, die im Süden ihren Ursprung aus Alt-Elam ableitet (s. v. Susa, Tepe Mussian, Vase F), im Norden am Chabur ein mehr ursprüngliches Zentrum in der prähistorischen Kultur des Tell Halaf (s. v.) aufweist. Da alle diese steinkupferzeitlichen Ablagerungen *vorsumerisch* sind, kommen für ihre Zeitbestimmung die ältesten Chronologie-Daten der Sumerer in Betracht. Auch gewisse osteuropäische Vorzeitfunde sind durch die weitere, historische Entwicklung in Mesopotamien etwa bis zur Hammurabi-Zeit zu bestimmen. Vgl. die Zeittafel von E. Unger s. v. Wagen C (Bd. XIV, 239). Also bis zu diesem Zeitpunkte wenigstens in den Grundzügen die Entwicklung zu verfolgen, wäre auch für die europäische Vorgeschichte wohl angebracht. Aber hier gilt für die Assyriologie noch mit viel mehr Recht das, was oben in Bezug auf die Ägyptologie gesagt werden mußte: die vielen Artikel mit Realien der historischen Zeit von Ebeling, Schroeder, Meißner, Schachermeyr u. a., sowie die vortrefflichen Beiträge zur Archäologie von E. Unger würden in einem Speziallexikon für Assyriologie besser am Platze und nützlicher sein, als in der Nachbarschaft der Vorgeschichte.

Ähnlich verhält es sich mit dem Sondergebiet *Palästina-Syrien*. Seine Vorzeit erschöpft sich eigentlich mit dem Paläolithicum (s. v. A), obgleich man sich gewöhnt hat, auch für die jüngeren Perioden die großen Entwicklungsphasen nach vorgeschichtlichen Begriffen als Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu unterscheiden, und obgleich in Palästina die Megalithgräber offen zutage liegen (s. v. Megalithgrab J). Aber für die neolithischen Kulturschichten sind die Ausgrabungen noch unzulänglich, und die jüngeren Ablagerungen stehen im Lichte der historischen Überlieferung (s. v. Fundstätten B). Also für die besondere Orientforschung enthalten sowohl diese Übersichten (vgl. auch Amarnazeit in P.S., Babylon. Kultureinfluß auf P.S.), als auch zahlreiche Einzelartikel ein wertvolles Material als Grundlage für weitere Untersuchungen.

Auch *Kleinasien*, dessen Steinzeit zu wenig bekannt ist (s. v. A), hat besonders für die Frühzeit seine Bedeutung durch das Hettiter-Problem (s. v.) und im Zusammenhange mit dem Ägäischen Kreise, was namentlich von Fr. Schachermeyr erwiesen ist (s. v. Westkleinasiat. Fundorte, wo auch die Beziehungen zur etruskischen Frühgeschichte berührt werden).

Orientalischer Stoff wird in mannigfacher Weise auch in einer großen Sonderreihe von Artikeln unter einem allgemein oder für Europa geltenden Stichwort (A) geboten, an das *die orientalischen Parallelen* aus den genannten Fundgebieten unter B—D bzw. E angeschlossen sind. Als Beispiele dienen: Baukunst, Bergbau, Goldschmiedekunst, Grab, Kultus, Löwe, Nahrung, Panzer, Siedlung,

Pacific School of Religion

Soziale Entwicklung, Wirtschaft, Zauber, Ziegel u. v. a. So erscheint der Orient innerlich mit dem vielschichtigen Stoffgebiet des R. L. (Soziologie, Wirtschaftskunde, Tiergeographie, Technik, Typologie usw.) eng verbunden.

Schließlich bleibt noch der Anteil des Orients an der *Sprachwissenschaft* übrig, die für die prähistorische und frühhistorische Ethnographie zu Rate gezogen werden muß. Sei es, daß in einem Fundgebiete Sprachreste oder Sprachdenkmäler vorliegen, sei es, daß aus vorhandenen Orts- und Personennamen, seltner Sachbezeichnungen auf eine Sprachgruppe geschlossen werden kann, oder nur durch die Überlieferung Völkernamen zu belegen sind, immer kommen die prominenten Fachgelehrten zu Worte. Regelmäßig wird dabei auch die *Anthropologie* (O. Reche) befragt, die als ständige Begleiterin der Vorgeschichte gilt. Der Vollständigkeit wegen muß aber noch die *Schrift* (s. v. allgemein) erwähnt werden und aus dem Orient besondere Schriftgruppen: s. v. Keilschrift (E. Unger), Hettiter C (C. Frank), Elam C (C. Frank über die altelamischen Strichinschriften).

Ein Registerband (XV), der das Nachschlagen erleichtern soll, ist im Herbst zu erwarten.

Cuny, A.: La catégorie du duel dans les langues indo-européennes et chamito-sémitiques. Bruxelles: M. Hayez, in Komm. C. Klincksieck, Paris 1930. (66 S.) gr. 8°. 15 Fr. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Der erste Abschnitt dieser Schrift gibt einen klaren und vollständigen Überblick über die Dualendungen des Semitischen und erklärt sich mit Recht gegen die vom Ref. im Grundr. I aufgestellte, aber längst aufgegebene Meinung, daß der beschränkte Dualgebrauch des Hebr. altertümlicher sei als der allgemeine des Arab. und Akkad. Zur Erklärung von *antumā*, *kumā*, *humā* des Arab. nimmt Verf. an und führt das im II. Abschnitt S. 37 weiter aus, daß diese Formen, als deren ursprüngliche Endung er *un* ansetzt (er schreibt dabei dem Ref. die von ihm nie geäußerte Meinung zu, daß das *m* von *antumā* auf *n* zurückgehe, während dieser umgekehrt das *u* aus einer Einwirkung des *m* erklärte), ursprünglich Duale gewesen seien, die erst sekundär zu Pluralen durch Anfügung von *ū* umgeformt seien. Für diese Annahme bietet aber das ägypt. *-t-n-y* (Verf. meint *ṯny*) keine genügende Stütze, da dessen *n* wie im Akkad. und Aram. auf einem Ausgleich der Genera beruhen wird. Da wir *m* und *n* beim Nomen und Verbum nur als Pluralendung kennen, wird sie auch beim Pron. nicht anders zu beurteilen sein. Dann muß aber *antumā* usw. eine sekundäre Bildung vom Pl. aus sein, die eine ältere, vom Sing *'antă* sich nicht genügend abhebende Form *'antā* ersetzte. Der 2. Abschnitt handelt über den Dual „en chamitique ancien (vieil égyptien)" und weist dessen Übereinstimmung mit dem Semit. in allen wesentlichen Grundzügen nach. Da von den herkömmlich als „hamitisch" bezeichneten Sprachen Afrikas nur das Nama den Dual kennt, während er bei den Schluḥ nur in ganz vereinzelten Resten vorliegt, so liefern die vom Verf. aufgewiesenen Parallelen zwischen Äg. und Sem. nur einen neuen Beweis für die von Ember und Sethe mit Recht verteidigte Zugehörigkeit des ersteren zu den semit. Sprachen. Im einzelnen bleibt leider noch sehr vieles dunkel; so scheitert der Versuch des Verf., die äg. Endung *-w-y* mit arab. *ḫamrāwāni*, Dual zu *ḫamrā'* zu kombinieren und in *w* „un simple rappel de la dualité" zu sehen, daran, daß das *w* der arab. Form unverkennbar als „Hiatustilger" dient. Seine Versuche, aus den Zahlwörtern 4, 8, 10 Aufschlüsse über ältere Gestalten der Dualbildung zu gewinnen, bleiben naturgemäß unsicher. Ein III. Abschnitt sucht aus den beiden vorangehenden die Ergebnisse für eine vermeintliche hamitisch-semitische Urgemeinschaft zu ziehen. In dem S. 37 aufgestellten Paradigma fällt die 2. Pers. Pl. $\Theta u^m/_n\text{-}\bar{a}^x$ durch ihren Anlaut auf; sollte dieser nicht auf einem Mißverständnis des Zeichens *ṯ* der Ägyptologen in *-ṯ-n-y* beruhen, das der Verf. mit dem *ṯ* der Semitisten gleichsetzte, während es bekanntlich, wie Ember nachgewiesen hat, ein aus ursem. *k* hervorgegangenes *ṯ* wiedergeben soll? Wieder einmal ein warnendes Beispiel für die Notwendigkeit einer einheitlichen Umschrift. Der IV. Abschnitt über den Dual im Indogerman. entzieht sich in seinen Einzelheiten der Kritik des Ref. Als Grundformen setzt Verf. die Endungen *ō*, *o* für die vokalischen, *ē*, *e* für die konsonantischen Stämme an, neben denen in den obliquen Kasus *oi* (*w*) stünde. Ob man ihm das Recht zugesteht, diese Endungen mit den semitischen *ā*, *ai* zu identifizieren, das wird von dem Glauben abhängen, den man seinen und H. Möllers übrigen idg. semitischen Etymologien entgegenbringt.

Grenfell, Sir Wilfred T.: Labrador looks at the Orient. Notes of travels in the near and in the far east. Boston and New York: Houghton Mifflin Company 1928. (XV, 298 S.) 8°. 5 $. Bespr. von Alfred Wiener, Berlin-Charlottenburg.

Der Verfasser, ein angesehener englischer Arzt auf Labrador, hat eine 12monatliche Reise um die Welt gemacht und seine Eindrücke und Beobachtungen über Ägypten, Palästina, Irak, Indien, China und Japan im flotten Stile niedergelegt. Der Verfasser hat durch seine Beziehungen zu führenden englischen Regierungskreisen und eingeborenen hohen

Beamten mehr gesehen als der Durchschnittsreisende. Beobachtungen, die er im Sudan nach der Ermordung des Sirdar Stake machte, verdienen eine gewisse Beachtung. (S. 38, S. 42ff.) Seine Darstellung über das entscheidende Palästinaproblem (Araber-Zionisten, S. 90ff.) geht in den üblichen Wegen. Anzuerkennen ist eine gründliche Kenntnis der Bibel, wie oft bei Engländern, und auch eine Kenntnis der einschlägigen Geschichte. Für die Ausführungen über Indien, Japan und China, die mehr als die Hälfte des Buches einnehmen, bin ich nicht zuständig. Ich habe aber nicht den Eindruck, daß diese irgendeine Bereicherung der Wissenschaft bedeuten. Die Bilder im Buche sind meist gut gelungen, ohne aber etwas Neues zu bieten.

Brandenburg, Dr. Erich: **Die Denkmäler der Felsarchitektur und ihre Bedeutung für die vorderasiatische Kulturgeschichte.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1930. (34 S.) 8°. = Der Alte Orient, Bd. 29, Heft 3. RM 1.75. Bespr. von Fr. Wachtsmuth, Marburg a. L.

Die kurzen einführenden Sätze des Verf. sollen dem unkundigen Leser „wenigstens einen ungefähren Begriff von der Art und Wichtigkeit dieser ganzen 'Bauart'", nämlich der Felsarchitektur, geben; es wird dabei auf den Unterschied zwischen der Felsarchitektur und der gewöhnlichen Baukunst hingewiesen. Die Felsarchitekturen haben vor allen Dingen zu Wohnzwecken gedient, ihre Entstehungen lassen sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen und „aus dem Vorkommen und der Zahl solcher Felsgehöfte können wir auch Schlüsse auf die Dichtigkeit der damaligen Bevölkerung ziehen". Der Verf. geht dann erneut auf die Felsburgen, die Kalehs, ein (vgl. seine früheren Arbeiten), gibt eine genaue Beschreibung derselben und meint „die Kalehs haben ein doppeltes Interesse; einmal sind sie ein Zeugnis für den Zusammenschluß der Ortschaften, denen sie als 'Friedhof' in der mittelalterlichen Bedeutung des Wortes dienten", und zum anderen liege ihre Bedeutung „in ihrer Verbreitung", denn die Akropolis in Athen, der Monte Tarpejo in Rom usw. seien nichts anderes als Kalehs.

Die Aufmerksamkeit des Lesers wird jetzt dem Hörnerakroter zugewendet, das als Holzbaumotiv (nicht „sich am Hausgiebel kreuzende 'Firstbalken'", sondern sich kreuzende Giebelsparren!) von der Felsarchitektur übernommen worden sei, woraus auf einen Gedankenaustausch und auf Beziehungen zwischen den verschiedensten Ländern geschlossen werden könne. Zur Bestärkung der Behauptung wird auch ein Beispiel (die Stele aus Gela), das nicht der Felsarchitektur angehört, herangezogen, um dadurch die kulturellen Beziehungen zwischen Vorderasien und Sizilien unter gleichzeitiger Erwähnung der Äneasgeschichte aus dem ersten Kapitel des Livius zu unterstreichen.

Der Verf. kehrt nach einer ganz allgemein gehaltenen Abschweifung über die römische Kultur zum Thema zurück und beschreibt den Normaltyp eines jüdischen Familiengrabes bei Jerusalem, um die Anlage „auch dem Nichtfachmann klar zu machen". Zwei Abbildungen sind der Beschreibung beigegeben: ein Grundriß und eine perspektivische Wiederherstellung, die aber mit dem Grundriß nicht übereinstimmt! Eine Schilderung und eine Erklärung der „doppelten Bestattung" schließen sich an, worauf zu den Kultgrotten Jerusalems übergegangen wird, um unter Heranziehung anderer Autoren die Einflüsse Jerusalems seit dem 2. Jahrtausend auf Ägypten und Assyrien und weiter auf Etrurien festzustellen.

Recht unvermittelt wird der eigentliche Kult einer Betrachtung unterzogen; es folgen Andeutungen über den „Stufen- und Nischenkult", der in der letzteren Gestalt schon ein völlig bildloser Kult sei und zum Monotheismus überleite. Der Nischenkult wird endlich mit mosaischen, islamischen und ägyptischen Gedankengängen gleicher Art in Zusammenhang gebracht.

Die Arbeit klingt mit einer begeisterten Bewunderung und mit dem „Gefühl der tiefen Ehrfurcht" vor dem Heiligen Fels von Jerusalem aus, ohne dem Leser ein abgeschlossenes Bild der Bedeutung der Felsarchitektur gegeben zu haben.

Im Schlußwort sagt der Verf., daß er nur „flüchtige Skizzen" hat liefern können. Ich muß das leider bestätigen und bedauern. Dem unkundigen Leser dürfte es schwer fallen, den sprunghaften Gedankengängen des Verfassers zu folgen, dem kundigen dagegen fehlen wissenschaftliche Begründungen der zahlreichen Andeutungen. Die Arbeit leidet außerdem an Wiederholungen aus älteren Werken des Verfassers; man könnte sie hinnehmen, wenn sie wenigstens der Geschlossenheit gedient hätten und zur Klarstellung unbedingt notwendig gewesen wären.

Guéraud, Octave: ΕΝΤΕΥΞΕΙΣ. Requêtes et Plaintes adressées au Roi d'Égypte au III^e Siècle avant J.-C. Premier Fascicule. Cairo: Imprimerie de l'Institut Français d'Archéologie orientale 1931. (XCV, 128 S., XIII Taf.) 4°. = Publications de la Société Royale égyptienne de Papyrologie, Textes et Documents, I. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Das erste Heft dieser neuen Reihe von Papyrusausgaben erscheint nach Format und Stärke wie ein stattlicher Band, wenn es auch in sich nicht abgeschlossen ist und auf Seite 128 mitten im Texte abbricht; die Fortsetzung soll noch vor dem Ende dieses Jahres folgen. Die Papyrologische Gesellschaft Ägyptens hätte sich nicht besser einführen können als mit diesem Werke; wir Papyrusforscher haben alle Ursache, dem König Fuad als dem Gönner zu danken für die wirksame Hilfe, die er unserer Wissenschaft zuwendet. Daß er die Leitung der Gesellschaft und ihrer wissenschaftlichen Arbeit in die Hände von Pierre Jouguet gelegt hat, betrachten wir alle als eine Bürgschaft des Erfolgs. Und Pierre Jouguet hat recht getan, die Eröffnung der neuen Folge seinem Schüler Octave Guéraud anzuvertrauen, denn Guéraud hat in der Entzifferung dieser sehr schwierigen Urkunden wie in ihrer Deutung etwas Ausgezeichnetes geleistet. Die Einleitung, worin er die Hauptergebnisse zusammenfaßt, vereinigt nüchternes Urteil mit gründlicher Sachkenntnis und darf als ein Muster klarer Darstellung gelten. Niemand würde sich mehr darüber freuen als der allzu früh verstorbene Jean Lesquier, dessen Vorarbeit zugrunde liegt.

Der Band bringt die sog. Magdola-Papyri, die bereits Jouguet und Lefèbvre und nach

ihnen Lesquier veröffentlicht hatte, durch hinzugefundene Bruchstücke ergänzt und in verbesserter Lesung, dazu eine beträchtliche Anzahl neuer Urkunden, alle aus den Fundstätten Ghoran und Medinet en nahas. Und zwar handelt es sich um Eingaben des 3. Jh.s v. Chr., die unter der Bezeichnung Enteuxeis an den König gerichtet wurden, um von ihm Schutz des Rechts zu erlangen. Daher der Titel, dessen griechische Fassung vielleicht einmal unbequem werden mag, sich aber wohl kaum hätte ersetzen lassen, weil kein französisches oder lateinisches Wort das besondere Wesen dieser Gattung ausdrückt.

Der Form nach ist die Enteuxis ein Brief, der vom gewöhnlichen Briefstil nur insofern abweicht, als der Name des Empfängers den ersten Platz erhält und am Schlusse statt des üblichen ἔρρωσο das gewählte εὐτύχει eintritt. Aber dieser Brief geht gar nicht an den König, sondern von vornherein an den Strategen des Gaus und wird in der Schreibstube des Strategen weiter behandelt. Anders war es ja auch nicht möglich; schon die Unterbeamten des Strategen hatten alle Hände voll zu tun, um mit den endlos einlaufenden Beschwerden und Bitten fertig zu werden; lassen sich doch selbst aus den ganz zufälligen Funden nicht weniger als 43 Enteuxeis auf zwei Tage nachweisen. Wieviel mögen es im ganzen gewesen sein! Das Büro schrieb eine Verfügung an den zuständigen Beamten und das Datum darunter; wie es scheint, behielt es die Urschrift und gab dem Bittsteller eine Abschrift mit Verfügung heraus. Dieser brachte das Schriftstück zu dem Beamten, den die Verfügung bezeichnete. Meistens war es der Epistates des Dorfes, in dem der Beklagte wohnte. Das Verzeichnis dieser Epistatai, das Guéraud bis in die ersten Jahre des Ptolemaios Philopator führt, enthält nur griechische Namen; man sieht von neuem, wie die ersten Ptolemäer alle wichtigen Stellen mit Griechen besetzt haben.

Die Anweisung des Strategen an den Epistates, oft sehr flüchtig geschrieben, weil sie, hundertfach wiederkehrend, auch dem Empfänger geläufig war, schreibt in der Mehrzahl der Fälle einen Sühneversuch vor: μάλιστα διάλυσον αὐτούς; mißlingt er, so soll der Epistates selbst Ordnung schaffen oder die Sache an den Strategen zurückverweisen oder an ein zuständiges Gericht; auch andere Anordnungen kommen vereinzelt vor. Im allgemeinen erledigt der Epistates die sog. Bagatellsachen, während der Stratege die größeren sich selbst vorbehält. Im Gegensatz zu der bisher geltenden Ansicht leitet Guéraud aus den Urkunden ab, daß der Stratege wirklich richterliche Entscheidungen treffen könne; die häufige Überweisung an eigentliche Gerichtshöfe, die Laokriten für Ägypter, das Koinodikion für Griechen gegen Ägypter und umgekehrt, das Kriterion oder Dikasterion für Griechen, lasse sich damit vereinbaren. Für das ganze Verfahren, für das Verständnis der Anweisungen und ihrer Formeln legt Guérauds ausführliche Darstellung vielfach neuen und festen Grund.

Die Bittsteller haben ihre Gesuche nicht nach Belieben und Vermögen geschrieben; das wäre wohl meistens Unordnung und Unvermögen gewesen. Vielmehr sind die Enteuxeis das Werk von Berufsschreibern, die mit der äußeren Form wie auch mit dem Stil vertraut waren. Sie pflegten von Papyrusrollen hohen Formats, von 30—34 cm Höhe, schmale Streifen zu schneiden und sie quer zu legen; so kommt es, daß fast alle auf Rekto aber rechtwinklig zur Faser in Langzeilen beschriftet sind. Das gilt für das 3. Jh. v. Chr. Zum Stil gehört außer den festen Briefformeln am Anfang und Ende noch eine bestimmte Wendung für die Klage: ἀδικοῦμαι ὑπό, ich werde verletzt von, worauf die Schilderung des Falles folgt, in der Regel knapp und klar. Dann kommt die Bitte an den König, er möge den Gaustrategen anweisen, so und so zu verfahren. Nur ein Rechts- und Geschäftskundiger konnte so etwas richtig aufsetzen; freilich verfuhr der Stratege manchmal doch anders.

Diese Bitten und Klagen spiegeln das Leben in aller Fülle und Buntheit und bereichern unser Wissen nach jeder Richtung. Hier kann ich nur wenige Züge herausheben. In allem und jedem hat der Staat seine Hand; aus zwei Urkunden (5 u. 6), die von Bauten handeln, von einem Webhause und einem privaten Isisheiligtum — Iseion — gewinnt Guéraud das Ergebnis: „aucun bâtiment, intéressant à un titre quelquonque la prospérité publique, ne peut être démoli ni modifié sans que l'État soit informé et consentant". Vereine irgendwelcher Art, die noch nicht Kultvereine sein müssen, weil sie einen Schutzheiligen haben, z. B. den thrakisch-makedonischen Heros Maron, befassen sich auch mit der Bestattung ihrer Mitglieder (20, 21), gemäß dem Vereinsgesetz, θιασιτικὸς νόμος. Ein ägyptischer Frauenverein verdient besondere Beachtung. In 22 bittet eine alte Frau, nach dem Tode ihres Sohnes ihr einen neuen Kyrios, einen Vogt, zu geben. Aber die Behörde arbeitet genau und muß das Personale der Alten (εἰκών) aufnehmen; da sie wegen ihres Alters nicht selbst die Gauhauptstadt Krokodilopolis aufsuchen kann, soll der Epistates mit einigen „Ältesten" zu ihr gehen, um ihr den Weg zu ersparen. Soviel Rücksicht im Staate der Ptolemäer zu finden, ist eine Überraschung. Alte Väter klagen gegen ihre Kinder, weil sie die Pflicht des Unterhalts versäumt hätten; das eine Mal (25) der Sohn, im anderen Falle (26) die Tochter. Herodot erzählt, in Ägypten seien nur die Töchter dazu verbunden (2, 35); aber bei ihm machen ja die Ägypter alles anders als die übrigen Menschen. Die erste Urkunde trägt auf der Rückseite das Protokoll des Sühnetermins, der diesmal Erfolg hat; das kam augenscheinlich recht selten vor. Die zweite Beschwerde enthält einen kleinen Roman, freilich aus den Niederungen des Lebens. Die Tochter verdient in Alexandreia als Hetäre genug, um auch den Vater zu erhalten,

bis sie dem Kinaidos Dionysios in die Hände fällt, der vermutlich alles verjubelt. Der Vater zielt mit seiner Eingabe auf die Leistung der Tochter und auf die Bestrafung des Dionysios. Weshalb ich einiges anders deute als Guéraud, kann ich hier nicht rechtfertigen. 47 ist die Klage des Barbiers Parates auf Honorar; er habe Malichos und die Seinigen tadellos behandelt und zwar mehrere Jahre gegen eine syntaxis; in diesem Barbier dürfen wir einen Heilkünstler sehen, einen Hausarzt, der ein Gesamthonorar bekommt. Schließlich sei noch auf 48 hingewiesen: da wird ein thrakischer Reiter, der als Hundertarurenmann im Faijum angesiedelt ist, im Jahre 218 v. Chr. zum Feldzuge gegen Antiochos III. aufgeboten und nimmt als Knappen einen Perser der Epigone mit; aber nach der Heimkehr will er keinen Lohn zahlen, und der Knappe fürchtet, so scheint es, der private Dienst könne ihm als pflichtmäßiger Kriegsdienst gerechnet werden.

Möge die Fortsetzung ebenso viel Schönes bringen, wie dies Heft, das in jeder Beziehung eine bewundernswerte Leistung darstellt.

Ägyptologie.

Bissing, Friedrich Wilhelm Freiherr von, und Hermann **Kees: Tine,** eine hellenistisch-römische Festung in Mittelägypten. München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; in Kommission des Verlags R. Oldenbourg, München 1928. (20 S. m. 2 Taf. u. 5 Textabb.) 8°. = Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philos.-philolog. und hist. Klasse, Jahrg. 1928, 8. Abhandl. RM 2 —. Bespr. von F. Bilabel, Heidelberg.

Auf dem rechten Nilufer zwischen Minie und Tehne ist ein modernes Dorf namens (Ma)tine gelegen, das die Verf. z. T. mehrfach besuchten um der befestigten Stadtreste willen, welche ein charakteristischer Fels am Rande der Wüste trägt. Die Festung der 21. Dynastie, von der ältere Reisende berichten, ist heute verschwunden und nur noch an gelegentlich bis in die halbe Burghöhe verbauten Ziegeln und Alabastersäulen festzustellen. Sonst ist an Zeugnissen aus ihrer Zeit für die Unterstadt nur eine charakteristische blaue Faiencescherbe mit aufgesetztem Schwarz aufgelesen worden. Im übrigen gab sie nur hellenistische Scherben. Diese Unterstadt ist im Nordosten von einem Berg begrenzt, der einen durch Feuer zerstörten Turm trägt. Die Oberstadt auf dem Nordwestabhang ergab römische Scherben; südlich von ihr ist der ‚Burgberg' und, durch eine Senke getrennt, der ‚Südhügel', alle mit Mauerresten ausgestattet, die sich östlich gegen einen durch eine abermalige Senke getrennten ‚Mauerberg' und als Talsperre nordwärts gegen den erwähnten ‚Turmberg' hinziehen. Am Mauerberg fanden sich in Häuserresten eine Amphora aus rötlichem Ton etwa des 4.—7. Jahrh. n. Chr. und römische Scherben der mittleren Kaiserzeit. Am Südberg sind durch Feuer zerstörte Hausreste aus römischer und eine ebenso zugrundegegangene koptische Klosterruine aus vorarabischer Zeit festgestellt. In der Oberstadt haben sich auch Gräber gefunden, deren Leichen in rohen, ötters mit Lehm verputzten Holzkästen lagen, oft nur in Matten gehüllt, die durch Palmstäbe zusammengehalten waren. Ob sie, wie die Verf. glauben, noch in die späteste römische Zeit zu datieren sind, möchte ich nach meinen Grabungserfahrungen in Qarâra bezweifeln. Ich würde sie eher für koptisch ansehen; aber freilich ist koptische Keramik in Tine selten (s. o.). Die Nekropole zieht sich in die Unterstadt hinein; leider ist die Einzeichnung der Gräber auf der Planskizze S. 7 recht ungenügend, und die zeitliche Abtolge konnte nicht festgestellt werden.

Die Verf. versuchen sodann, die Frage zu beantworten, ob der antike Name der Stadt auszumachen ist. Mit Recht wird die Möglichkeit, an Tanis (Strabo C 813, 41) zu denken, abgelehnt, da dies viel südlicher liegen muß. Nicht beistimmen kann ich hingegen der Behandlung der Frage von Τῆνις der Reinach-Papyri. Daß die κώμη Τῆνις, Τῆνις ἡ καὶ Ἀκώρεως und Τῆνις ἡ (καὶ Ἀκώρεως) τοῦ Μωχίτου identisch sind, bedarf nach dem Inhalt der Reinachtexte gar keines Beweises. Wer ferner die Ausdehnung des Ruinenfeldes und der Grabanlagen bei Tehne (gewöhnlich = Tenis gesetzt) gesehen hat, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß hier der Vorort der Toparchie Mōchites zu suchen, die Isis-Mochias also dort beheimatet ist. Die Inschriften (Sammelbuch I 986f.) ergeben zunächst, daß die Stadt auch abgekürzt Ἄχωρις in röm. Zeit hieß[1]. Es ist aber ganz unwahrscheinlich, daß in 986 Αὐρήλιος Μάγνος τὴν Ἄχωριν πράξας (das ist kein ‚Verwalter', wie die Verf. übersetzen) dem καλὸς Ἄμμων eine Weihung an einem x-beliebigen Platze widmete, wenn die anderen Texte wie Nr. 987—991 zeigen, daß eben in Akoris ein bedeutender Ammontempel war. Wieso Bedenken aus dem älteren Namen Ta-dhent (-uer-nacht-u), von welchem Τῆνις abgeleitet sein könnte, gegen die Gleichsetzung mit Akoris geltend gemacht werden können, ist mir nicht recht erfindlich, wenn man den Zusatz ἡ καὶ Ἀκώρεως als unterscheidendes Merkmal für unser Tenis auffaßt, da es vermutlich mehrere Städte namens Tenis gegeben hat (nachzuweisen ver-

1) Sie sind in Tehne gebunden, vgl. namentlich die Tempelsäule 991; ich habe bei meinem Besuch im Frühjahr 1914 dort noch eine ganze Anzahl Inschriften in situ gesehen, ohne sie bei der Kürze der Zeit vergleichen zu können.

mag ich nur mehrere Tanis); so wird es sich auch erklären, daß man später Ἄχωρις (im Nominativ)[1] vor Tenis bevorzugte. Auf S. 17 ist die Darstellung so außerordentlich unklar, daß ich erst nach mehrmaligem Lesen als Ansicht der Verfasser zu verstehen glaube, daß sie die Gleichung Tehne = Τῆνις = Ἄχωρις aufgeben zugunsten der Gleichsetzung der beiden letztgenannten mit ihrem Tine. Dafür ist aber kein Schatten eines Beweises erbracht; im Grunde hat die Namensähnlichkeit Τῆνις — Tine (wie verhält sich dazu die vollere moderne Form Matine, S. 3?) die Verf. beeinflußt[2]. Die Reinachpapyri sind (Ausgabe S. I) in Akoris gefunden; dies ist möglicherweise nur ein Rückschluß der Herausgeber aus dem Inhalt, — deutlich ist es nicht gesagt. Immerhin wäre es auch möglich, da *Reinach* sie fast unmittelbar nach ihrer Auffindung erwarb, daß er als Fundort von dem Händler Tehne hörte und dafür nur den griechischen Namen einsetzte. Gegen Tine als Fundplatz spricht jedenfalls, daß dort weder hellenistische Häuser noch Gräber zutage getreten sind.

Lehne ich somit auch die vorgetragene Gleichung mit dem antiken Tenis ab, so bleibt die kleine Studie doch durch ihre genaue Aufnahme des damaligen Ruinenbestandes verdienstlich, da diese Reste mehr und mehr verschwinden und ohne solche Festlegung der Wissenschaft unrettbar verloren wären.

Keilschriftforschung.

König, Friedrich Wilhelm: **Der Burgbau zu Susa.** Nach dem Bauberichte des Königs Dareios I. Leipzig: J. C. Hinrichs 1930. (V, 76 S., XVI Taf.) gr. 8°. = Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft (E. V.). 35. Bd., 1. H. RM 6.20. Bespr. von Fr. W. von Bissing, Oberaudorf a. Inn.

Es ist ein großes Verdienst der V. A. Äg. Gesellschaft und F. W. Königs, den wichtigen Text, den V. Scheil im XXI. Band der Mémoires de la Mission an Susiane zuerst herausgegeben hatte, in einer bequem zugänglichen, so weit das ohne Autopsie möglich ist, verbesserten Ausgabe vorzulegen. Es handelt sich um einen in den drei offiziellen Sprachen der babylonischen Satrapieen des Perserreichs abgefaßten Bautext, wobei der persische, elamische und akkadische Text sich häufiger gegenseitig ergänzen. Einzelne Bruchstücke, die nun ihren gehörigen Zusammenhang erhalten, waren schon vor den letzten Susaausgrabungen bekannt. König gibt auf 16 autographierten Tafeln den Text mit seinen Ergänzungen, eine Umschrift des Textes nach den drei Sprachen mit Kommentar, der eine alle Versionen benutzende Übersetzung beigegeben ist. Auch ihr sind Anmerkungen beigegeben. In besonderem Anhang werden die Wörter für „graben und bauen", die Bezeichnungen einiger Hölzer (Libanonzeder, Zypresse) und Edelsteine, der Metalle und des Elfenbeins, dann die Ausdrücke für Säulen, Marmor, Steinarbeiten, für „Schmuck, schmücken" besprochen; für die ap. Epigraphik wichtig ist der Nachweis des 1a-Zeichens.

In einer „Einleitung" bestimmt K. überzeugend aus den Erwähnungen der unterworfenen Völker die Abfassungszeit der Inschrift auf nach 510 v. Chr. Höchst wahrscheinlich fällt sie und also auch der Burgbau von Susa in seinem späteren Stadium, nach 494, der Eroberung Milets. K. betont, daß „die neue Religion des Spitama-Zoroaster, der Mazdahismus, mit seinem einzigen Gott Ahuramazda erst von Dareios zur Reichsreligion erhoben wurde; nicht die früheren Achamanidenkönige, auch nicht sein Großvater oder Vater (die nach der neuen Inschrift noch am Leben waren, als Ahuramazda ihm die Königsherrschaft verlieh), sind die Bannerträger dieser Bewegung". Damit stellt sich K. auf die Seite jener besonnenen Forscher, die der einzigen wirklichen Überlieferung über das Auftreten Zoroasters Glauben schenken. „Mit Dareios, dem weitläufigen Verwandten des großen Kyros II., zog eine neue Welt herauf, deren Führer er war." Hübsch weist K. S. 4 nach, daß durch unsere Inschrift, verglichen mit der von Naqach-i-Rostahm, die Nachricht des Ktesias bestätigt scheint, nach der Hystaspes bei Besichtigung des Grabmales seines Sohnes Dareios verunglückte, und daß weiter zu folgen scheint, daß die Perserkönige, wie die Pharaonen, sich ihr Grabmal bei Lebzeiten richteten. So wird auch der von den Persepolisbauten so verschiedene Stil des Kyrosgrabes leichter verständlich. „Assuria" bezeichnet bei Dareios, wie die akkadische Übersetzung lehrt, Syrien; das assyrische Stammland rechnet man zu Madā. Bekanntlich hat die Benennung Syriens als Assyria u. a. bei Strabo ihre Spuren hinterlassen. Wenn nun S. 5 K. davor warnt, in den „Madaj und Mudraja", die bei der Ausschmückung des Palastes besonders tätig waren, Meder und Ägypter zu sehen, darin vielmehr Einwohner der Provinzen Madā und Mudraja sehen will, so ist das an sich berechtigt. Aber im letzten Grund wohnen in Mudraja doch eben Ägypter. Ob unter Madā Assyrer oder Meder zu verstehen sind, wird sich erst entscheiden lassen, wenn wir einmal von altmedischer Kunst genügend wissen. Die ap. Kunst „als assyrische Kunst mit ägyptischem Einschlage" zu bezeichnen, wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Ich glaube, daß K. S. 6 einen zu weit gehenden Gegensatz zwischen dem persischen und akkadischen Text findet. Nach ersterem sollen die Bewohner der Provinz Babylon die Brennziegel gemacht haben, nach dem akkadischen Text die „Jamanai von Akkad", Jonier in Akkad. Liegt hier im akkadischen Text nicht eine Auslassung vor oder das Eindringen des Wortes aus einer vorher-

1) In SB 7258 Ἄχωρις.

2) Die Entfernungsangaben der Peutingerschen Tafel beweisen nichts, da sie auf jeden Fall falsch sind, und Ptolemaios ist nicht genau genug, um eine sichere Festlegung zu ermöglichen.

gehenden Zeile (Z. 33 ist dann umgekehrt im akkadischen Text ausgefallen!) oder endlich eine falsche Ergänzung K.s, der zu J .... alles übrige ergänzt hat und S. 45 auch eine andere Gestaltung des Textes für möglich hält; jedenfalls gehört die Technik des Ziegelbrennens — es muß sich um feine Arbeiten, vermutlich farbige Kacheln, handeln — nach Babylonien, und wenn wirklich von Leuten aus dem Lande Ionien dabei die Rede war (s. K.s Ausführungen S. 25, die das wahrscheinlich, wenn auch vielleicht nicht unumgänglich machen), dann wäre daraus zu schließen, daß die nach Babylonien deportierten Ionier dort die Herstellung der Fayencekacheln lernten und übrigens bei der Herstellung der persisch-susischen Fayencen (in Persepolis gibt es so etwas nicht) einen hervorragenden Anteil gehabt haben. Nun heißt es in § 6 der Inschrift „Schmuck, mit dem die Mauern verziert wurden, der wurde von Jona hergebracht" K. S. 71f. will unter „Schmuck" Farben verstehen, setzt aber hinzu „oder auch Auslegearbeiten"; es könnte sich aber auch um den Schmuck der Mauer, das wären eben die Reliefs in gebrannten Ziegeln, handeln und es könnten beide Stellen einander ergänzen. Dies um so mehr, als eine Sicherheit, was unter Jona hier zu verstehen sei, nicht besteht. Gegen die Deutung von „Schmuck" auf „Farbe" spricht, daß die Männer, die die Mauer „bemalten", Madaja und Ägypter waren. Verstehen wir mit K. unter den Madaja Assyrer, unter den Ägyptern aber eben Ägypter, dann wären hier die beiden Länder genannt, die mehr als irgend ein anderes des Altertums farbigen Wandschmuck und zwar gerade in glasierten Ziegeln, anwandten und um ihrer Farben willen berühmt waren. Es wäre sonderbar, wenn Dareios die Farbe aus Ionien bezogen hätte, das bloße Bemalen aber Ägyptern und Assyrern übertragen hätte. Nun ist richtig, daß in dem gleichen Abschnitt, in dem von dem von Jona hergebrachten Schmuck der Mauern die Rede ist, von dem Transport der Libanonzedern nach Babylon, von da durch Kilikier (diese Deutung ist einleuchtend) und Jonier nach Susa die Rede ist, ferner von der Herkunft des Zypressenholzes aus Gandara und Karmana, des Goldes aus Sardes und Baktrien, des Elfenbeins aus Äthiopien und Indien. Hier tauchen die marmornen Säulen auf, die in Susa bearbeitet werden, in Abiradusch in dem Lande Uja gebrochen wurden. Scheil hatte darin Aphrodisias in Ogygia gesehen; von klassisch-archäologischer, mit Kleinasien gut vertrauter Seite wurden mir gegen diese Deutung sofort Bedenken erhoben. Jetzt hat K. ihr ein für allemal ein Ende bereitet, selbst wenn man seine eigne Gleichsetzung Uja = Uzia = Ozoa = Uxia mit Vorbehalt annimmt, bis die versprochene Untersuchung erschienen ist. In all diesen Fällen handelt es sich um Rohmaterialien, die dem betreffenden Land direkt oder indirekt entstammen. Kaum kann das der Fall sein bei dem Silber und den Türrahmen aus Holz, die aus Ägypten kommen und gerade unmittelbar vor dem Schmuck aus Jona genannt werden. Hier ist bei den Türrahmen (aus Ebenholz? Anderes den Transport lohnendes Holz war in Ägypten kaum zu finden) ausdrücklich von verarbeitetem Material die Rede, und das gleiche muß vom Silber gelten, das in den ägyptischen Wüsten in abbaufähigem Lager nicht ansteht, wohl aber, auch gerade in der Perserzeit, zu Geräten und Schmuck dort verarbeitet wurde. Bei den Säulen hat m. A. nach K. S. 12 den Sachverhalt mißverstanden: man transportiert Säulen oder Säulentrommeln im zugehauenen Zustand, aber die gerade bei der persischen Säule wichtige und empfindliche Bildhauerarbeit wurde in Susa getan. Daß wieder Madaja und Mudraja bei den Goldarbeiten verwendet werden, erklärt sich aus der Jahrtausende alten Werkstatttradition namentlich der letzteren, mag es sich nun um Überziehen von Gegenständen mit Blattgold oder um Gegenstände handeln, wie sie im Oxusfund und sonst zu finden sind. Das gleiche ist mutatis mutandis für die Ägypter und Sardesleute zu sagen, die Elfenbeinarbeiten liefern: es sei für letztere nur an die Elfenbeine aus Ephesos erinnert, da K. selbst eine Ausdehnung des Begriffs „Sardesleute" auf Kleinasiaten S. 13f. empfiehlt. Weiche ich in der Ausdeutung des Einzelnen öfters von K. ab, der offenbar weniger technisch-archäologische Fragen durchgearbeitet hat, so stimme ich völlig mit ihm überein, wenn er S. 15 sagt „Alle Arbeiten am Palast werden von Nichtpersern hergestellt, von fremden Künstlern und Handwerkern . . . Weder in Susa noch in Persepolis gab es eine eigene bodenständige Kunstproduktion .... Wir sehen, daß die eigentlichen Perser gar nichts für die persische Kunst geleistet haben; sie waren von fremden Vorbildern abhängig .... Allerdings sollten wir dabei nicht vergessen, daß ein Bagistanrelief nicht denkbar ist ohne Reliefs von der Art des Anubanini (Ich würde vor allem auf Malamir, die Heimat des Kyrosgeschlechts? hinweisen). Und schließlich: wo kein mächtiges Herrscherhaus, dort hat man auch keine Kunstentwicklung zu beobachten .... Eines muß man der persischen Hofkunst lassen: sie hat dem Staate ein auch nach außen hin sichtbares, uniformes Gepräge gegeben." Ich würde hinzusetzen, daß die Schöpfung des persischen Königspalastes, dem Vorbild des kleinasiatischen Typus der christlichen Basilika, und mithin bis in die romanische Kunst hinein wirksam, von weltgeschichtlicher Bedeutung gewesen ist. Den Anteil der einzelnen Völker an der Schaffung des persischen Stils abzuschätzen, ist nicht Sache des Philologen, dessen Mittel, wie auch die Ausführungen K.s S. 1f. zeigen, dazu nicht ausreichen, weil die Deutung der termini technici zu unsicher ist. Hier hat der Kunstgeschichtler das Wort, der mit möglichst umfassender Kenntnis der europäischen und orientalischen Kunst der in Betracht kommenden Jahrhunderte und unter sorgsamer Berücksichtigung der philologischen und geschichtlichen Tatsachen seine Untersuchung führen wird. Ihm den Weg, weit über Scheils erste Ausgabe hinaus, geebnet zu haben, ist das große Verdienst Königs. Niemand, der sich mit der Kultur der Zeit des Dareios beschäftigt, darf an seiner Ausgabe der Inschrift von Susa vorübergehen.

Koldewey, Robert: **Die Königsburgen von Babylon.** I. Teil: Die Südburg. Mit 7 Abbild. im Text und 40 Taf. [darunter 1 Bildnis des Verf. u. 3 Farbtaf.] Hrsg. von Friedrich Wetzel. Leipzig: J. C. Hinrichs 1931. (VIII, 127 S.) 4°. = Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellsch. in Babylon, V. = 54. Wiss. Veröff. d. Deutsch. Orient-Gesellschaft. RM 120 —; geb. 127.50. Bespr. von Th. Dombart, München.

Um es gleich am Anfang vorwegzunehmen: dieser neueste Band, den wir dem † Altmeister deutscher Ausgrabungswissenschaft und -kunst im Orient danken, unter der Herausgeberschaft seines ehemaligen Schülers und Mitarbeiters, Reg.-Baumeisters Dr. Friedrich Wetzel, erscheint als eine ganz treffliche Leistung. Denn an einem so weltberühmten und monumentalen

Objekt wie der Akropolis von Babylon bietet sich natürlich eine besonders dankbare Gelegenheit, ein Beispiel zu liefern, was die speziell durch Koldewey so maßgebend entwickelte wissenschaftliche Ausgrabungstechnik zu leisten vermag, treu und beharrlich. Also, daß es hier sogar einem Widerstrebenden einleuchtend werden muß, warum und mit welchem Erfolg die deutschen Ausgräber Koldeweyscher Art so umfassend und auch im Kleinsten restlos mit Sorgfalt und Gründlichkeit ihre Aufgabe ansehen, durchführen und bis zur ausgiebigen Veröffentlichung durchfechten. Denn so kurz und knapp auf einer Einleitungsseite der nötigste Überblick über die geschichtlichen Daten der „Südburg" (an der Stadtmauer beim Ischtartor) gegeben wird, soweit er in Frage kommt, von Nabopolassar bis zu Artaxerxes II. mit der Glanzzeit unter Nebukadnezar II. als dem Höhepunkt, so wenig kurz oder knapp wurde bei den Ausgrabungen an dieser historischen Stätte oder bei der wissenschaftlichen Verarbeitung und Publikation vorgegangen, um in Worten und graphischer Fixierung etwas zu bieten, das sich als ein urkundliches Dokument geradezu vollendeter Güte darstellen möchte.

Bedeutet die Ausgrabung einer altorientalischen Ziegelruine auch stets zugleich ihren weiteren Zerfall, wenn nicht ihre endgültige Vernichtung, so haben wir hier wenigstens die wahre Beruhigung: das monumental Urkundliche, das wir in jeder Ruine sehen und respektieren müssen, ist nun für immer gerettet und festgehalten und jetzt jedermann wissenschaftlich zugänglich. Und diese Tat ist es, die uns hier in so nachdrücklicher Größe entgegentritt. Damit steht aber auch die überragende Seite von Koldeweys wissenschaftlicher Bedeutung ebenso groß vor uns wie sein menschliches Bild uns auf der Titeltafel arbeitsam einfach erscheint.

Es ist freilich auch eine gewisse Aufgabe, sich an die uns hier gebotene monumentale Publikationsurkunde über die Südburg von Babylon heranzumachen und sie vorzunehmen eben etwa wie eine alte Schrifturkunde. Und wie bei letzterer nur der archivalisch oder epigraphisch Geschulte, so wird bei diesem urkundlichen Erzeugnis wissenschaftlicher Ausgrabungskunst vieles nur der technisch und speziell ausgrabungstechnisch Geschulte mit vollem Verstehen und Erfolg zu lesen vermögen. Aber die Schärfe der Beobachtung und die Gewissenhaftigkeit der Sorgfalt bietet auch dem Nichtspezialisten die Gewähr, daß er sich auf die Festlegung des Ausgrabungsbefundes verlassen darf, wenn er an der Hand der wertvollen Pläne durch den eingehend beschreibenden und analysierenden Text mit allem bekannt gemacht wird, was die Ruine bei der Bloßlegung darbot: Die ausgedehnte Burgmauer, die den riesenhaft-trapezförmigen Gesamtkomplex der Südburg umschließt, d. h. den älteren westlichen und den jüngeren östlichen Teil mit den Bogentoren und allerlei verschiedenartigen Eigentümlichkeiten; die Schilderung der eigentlichen Palastausgestaltung, die in sachlicher Gliederung aufgezeigt wird als eine additive Großanlage von Konglomeraten babylonischer Hofhaustypen in riesigen Hofhausgebilden: Der „Osthof" mit den Amtsräumen und Wohnungen etwa der Wirtschaftsbeamten und mit dem einzigartigen „Gewölbebau"; der „Mittelhof" mit den Staatsgeschäftsräumen und Wohnungen etwa der „Minister"; als „Herz" der Burg dann der „Haupthof" mit dem monumentalen Thronsaal von 52 m Länge und 17 m Breite bei 6 m dicken Längsmauern, dazu mit den Amtsräumen und Wohnungen, wie man sagen könnte, der „Staatssekretäre"; anschließend der „Westhof" (des alten Palastes) mit der Wohnung des Königs sowie dem „Ministerium des kgl. Hauses", wie Koldewey sich ausdrückt, und schließlich der „Anbauhof" mit der Wohnung der Königin samt allem Drum und Dran, nicht zu vergessen des Gartens (an der westlichen Grabenmauer) mit dem späteren „Perserkiosk".

Ist so der urkundliche Charakter der Darbietung und Analyse des Ausgrabungsbefundes in allem Wesentlichen mustergültig — Kleinigkeiten wie die Beigabe eines falschen Maßstabs auf Tafel 1 und dergleichen muß man sich einfach ausbessern — so sind die Versuche, die an den lockendsten Punkten unternommen wurden, um über den Ruinenbefund hinaus rekonstruierend zu ergänzen, beim „Gewölbebau", beim „Thronsaal" und beim „Perserkiosk", auf der andern Seite von Koldeweys Tätigkeit zu buchen und natürlich nicht ohne weiteres von gleicher urkundlicher Bedeutung, so reizvoll die Versuche ideell und graphisch sein dürfen gerade auch für Nichtfachleute, denen das Bloß-Urkundliche leicht zu trocken erscheinen möchte. Denn wenn auch Koldewey selbst diese Rekonstruktionen mit allem Vorbehalt als „Versuche" bezeichnet und wenn das schöne Bild vom „Perserkiosk" der einstigen Wirklichkeit relativ nahekommen mag, so gibt es schon bei der Rekonstruktion des Thronsaales innen wie außen so bedeutsame Größen und Konstruktionen, die auch recht anders gewesen sein können, daß man gut tut, sich dessen voll und ganz bewußt zu bleiben. Denn, ob die 6 m dicken Längsmauern auch offensichtlich daraufhin angelegt erscheinen, den Gewölbeschub einer mächtigen Ziegeltonne aufnehmen zu sollen und zu können: Reste einer solchen — auch als bloße Schuttmasse — wurden nicht vorgefunden, und es besteht natürlich auch die Möglichkeit, daß das Ziegelgewölbe zwar beabsichtigt war, daß man sich dann aber der Ausführung einer solch monumentalen Ziegeltonne von 17 m Spannweite doch noch nicht gewachsen zeigte und sich irgendwie anders behalf mit leichterem Material oder doch mit unterstützter Flachdecke. Je nachdem konnten natürlich auch die Fassaden-

Proportionen dann einigermaßen verschieden ausfallen.

Und beim „Gewölbebau", über dem Koldewey mit mancherlei gewichtiger Begründung sehr reizvoll die „hängenden Gärten der Semiramis" zu rekonstruieren unternahm, ist doch trotz aller Merkwürdigkeit der Anlage zunächst noch mit größter Vorsicht daran festzuhalten, daß wir, aus der Ruine selbst, keinerlei inschriftlich-urkundlichen Hinweis haben bisher, der uns bezeugte, was für eine Bedeutung diesem originellen Gewölbebau zukommt, und dann ist doch auch die Übereinstimmung der Gewölbebau-Ruine mit den Klassiker-Schilderungen der „hängenden Gärten" — von den Maßangaben sowieso ganz abgesehen — keineswegs auch nur annähernd so „vollkommen", wie Koldewey glaubte, es sich zurechtlegen zu können. Die Klassiker-Angaben sind möglicherweise unzuverlässig; aber stimmen tun sie teilweise jedenfalls sehr wenig zu dem Befund der Gewölbebau-Ruine; das gibt man richtiger zu. Denn, um nur einen von den vielerlei Differenzpunkten zu nennen: mit ἐπὶ τῷ ποταμῷ gelegen kann man ein Gebäude, das an dem dem Flußufer entgegengesetzten Ende der Burg in 400 m Entfernung liegt, vernünftigerweise doch nicht gut als „vollkommen" zutreffend charakterisiert ansehen. Und trotz des allerlei Sagenhaften, das der Geschichte von den hängenden Gärten der Semiramis anklebt, erscheint es doch auffällig, daß sich der „Gewölbebau" gerade an der dem Königin-Palast diagonal entgegengesetzten Burg-Ecke befindet, so daß gerade die Königin den weitesten Weg dorthin gehabt hätte, wie auch für die andern Mitglieder des kgl. Hofes der Zugang zu diesen „hängenden Gärten" zweifellos reichlich unbequem gewesen wäre. Wir halten also dafür, daß man hier nicht bloß, wie schon der Herausgeber, Kollege Wetzel, tat, Koldewey's Gedanken, den Gewölbebau als „hängende Gärten" eventuell mit Nebukadnezars inschriftlich bezeugtem Neujahrsfesthaus identifizieren zu sollen, ablehnen muß, sondern daß man auch die Gleichsetzung des „Gewölbebaus" und der „hängenden Gärten" jedenfalls noch nicht als „erwiesen" ansehen kann, vielmehr noch mit Bedacht abwarten muß, was weitere Ausgrabungen vielleicht doch noch an Inschrifturkunden oder andern Ruinendenkmälern zu Tag fördern auf der Burg zu Babylon, etwa im Zusammenhang mit dem Garten neben der Wohnung der Königin, wo die mächtige Euphrat-Schanze mit ihren gewaltigen Mauermassen für gärtnerische Terrassenanlagen sicher näherliegend erscheinen möchte und darum einst schon von August Thiersch dazu in Vorschlag gebracht wurde, was ja auch Koldewey nicht unerwähnt läßt.

Vor allen Dingen aber mögen wir uns bereits erwartungsvoll vorbereiten auf den in Aussicht stehenden 2. Burg-Band, worin die Hauptburg und der Sommerpalast „Babil" veröffentlicht werden soll nebst einem Gesamt-Sachverzeichnis für beide Bände über „die Burgen von Babylon".

Altes Testament, Neues Testament.

Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem. Im Auftrage des Stiftungsvorstandes hrsg. von Prof. D. Albrecht Alt. 26. Jahrgang (1930). Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1930. (103 S., 1 Kartenskizze, 3 Abb. auf Taf.) gr. 8°. RM 4 —; geb. 5.25. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster i. W.

Ein Vorwort des Verwaltungsrates des Deutschen evang. Palästinainstituts grüßt Gustaf Dalman mit sehr herzlicher (und verdienter) Würdigung seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit zum 75. Geburtstag und bezeichnet diesen 26. Jahrgang als ihm gewidmete Festschrift. Die Reihe der Festgaben eröffnet ein sachkundiger Überblick von Arnold Gustavs über „Neuere Funde von Keilschrifttafeln in Syrien" (S. 5—11). Es folgt ein außerordentlich feinsinniger Aufsatz von Otto Procksch über „Das Jerusalem Jesajas" (S. 12—40).

Procksch möchte „dem Lehrer und Freunde, der sich selbst einen Jerusalemer nennt und zur Erforschung Jerusalems so viel getan hat, zu seinem Ehrentage gern eine Skizze der geliebten Stadt ins Album zeichnen, so gut er sie in einem bestimmten Zeitraum ihrer Entwicklung zu sehen vermag. Die Grundlage dieser Skizze liegt in dem Bilde, das gerade Dalman in unermüdlicher Arbeit von Jerusalem gegeben hat. Als Zeitraum ist gewählt die Epoche des größten Jerusalemers, den wir kennen, des Propheten Jesaja. Wie jedes seiner Worte inwendig voller Figur ist, so entsteht in seiner Weissagung auch ein Bild Jerusalems vor unsern Augen, wenn auch nur ein Teil davon beleuchtet ist, ein anderer nur mit schwachen Umrissen aus dem Schatten hervortritt. Mit Hilfe der zeitgenössischen Literatur, der archäologischen Ergebnisse und der topographischen Notwendigkeit gilt es, dieses Bild nach Form und Zusammenhang je länger desto besser zu verstehen". Von diesen Gesichtspunkten aus verwertet Procksch die Angaben Jesajas für die Stadtlage, das Stadtbild und den Königssitz. Eine prächtige Verbindung exegetischer und archäologischer Forschung.

Zu Röm. 11, 17 gibt Sven Linder durch einen Aufsatz über „Das Pfropfen mit wilden Ölzweigen" (S. 40—43) dankenswerte Erklärung. Eine diffizile Untersuchung über den „Limes Palästinae" (S. 43—82) steuert A. Alt bei (1. Die römische Grenzmark am Südrand Palästinas. 2. Die Grenzmark als Reichsland.), mit wertvollem Ertrag wie stets bei Alts Arbeiten. „Der altchristliche Kreuzeskult auf Golgotha nach den Pilgerandenken von Bobbio" ist der Gegenstand einer Studie von J. Reil (S. 82—89). Endlich teilt P. Kahle (S. 89—103) ein Verzeichnis der Samaritaner im Jahre 1909 mit, das er sich 1909 in Jerusalem nach den Angaben samaritanischer Priester angefertigt hat. — Der sonst übliche Bericht über das Institut im letzten Jahr ist diesem Band des Jahrbuchs nicht beigegeben.

Gaster, Moses: The Tittled Bible. A Model Codex of the Pentateuch. A Dissertation on the History of the Tittles, their Origin, Date and Significance. With one Facsimile from Ms. No. 85 of the Gaster Collection, now in the British Museum. London: Maggs Bros. 1929. (55 S., 1 Taf.) 4°. Bespr. von P. Kahle, Bonn.

Ein Papiercodex des Pentateuchs, den Gaster vor einigen Jahrzehnten aus „Central Asia" (ein etwas weiter Begriff!) kaufte, und von dem er annimmt, daß er spätestens im 14. Jahrhundert geschrieben ist, ohne Vokale und Akzente, aber mit einigen masoretischen Noten und mit zum Teil vom Orient. Buchbinder abgeschnittenen Randnotizen von verschiedenen Händen, die sich bis ins 17. Jahrhundert verfolgen lassen, ist die Veranlassung der vorliegenden Veröffentlichung gewesen. Charakteristisch für die Handschrift ist, daß sich in ihr ziemlich regelmäßig sogenannte Krönchen, „Tittles", oder aramäisch תגין (Gaster transkribiert das merkwürdigerweise mit Taggin) über gewissen Buchstaben finden, die sich sonst meist nur in für den gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten Pentateuchrollen finden. Dies veranlaßt Gaster, von der Handschrift als einem „Model Codex" zu reden, der nach ihm als Vorlage für die Abschrift von Pentateuchrollen gedient habe. Er erklärt den Codex für „unique", weil er entsprechende Handschriften in europäischen Bibliotheken nicht gefunden habe. In seiner Introduction handelt er im wesentlichen von diesen Tagin, führt die wesentlichsten Quellen für sie an und meint, ihnen einen großen Wert zusprechen zu müssen. Dadurch daß im masoretischen Text die Krönchen über den Buchstaben geschwunden seien, sei eine sehr alte und bedeutsame Tradition verloren gegangen. Die Veröffentlichung dieses Codex in Faksimile eröffne ein neues Kapitel in der biblischen Archäologie. „The connection between Written Law and the Oral Tradition, or Unwritten Law, as evolved by the Midrashic exposition from the text as Halakhah and Agada, as well as the beginnings of the Masora and the origin of the Biblical Accents, have all been brought within the compass of this investigation. New light is thrown on the statement of Jesus in the gospels and on the Infancy Legends, which will both be better understood in their full significance".

Ich glaube, daß Gasters Veröffentlichung nicht ganz die Tragweite hat, die er ihr zuspricht. Von seinem Codex kenne ich nur die Seite 309, die er seiner Introduction beigegeben hat. Aus der ergibt sich, daß die Handschrift jemenisch ist und kaum vor 1400 geschrieben sein wird. Die durch מ״ס eingeführten masoretischen Noten, in der Sprache der tiberischen Masora, beziehen sich auf dieser Seite fast durchweg auf plene- und defektiv-Schreibung. Interessant ist die Auflösung des bekannten ,ל, das gewöhnlich als ליח gelesen wird, durch לחוד. Auffallend ist bei der Handschrift in der Tat die Verwendung der Krönchen über den Buchstaben. Indessen findet sich das auch in anderen Handschriften in Buchform. Von den von Ginsburg in seiner Introduction beschriebenen Bibelhandschriften des British Museum finden sich solche Krönchen in den Mss. Add. 9403, 9404, 15451, Or. 1379, 1468, 2364, 2696. Auch z. B. für Leningrad führen Strack-Harkavy verschiedene solcher Hss. auf. Würde man bei Bibliotheksstudien sein Augenmerk darauf richten, so würde man sicher noch sehr viel mehr derartiger Handschriften anführen können. Gewiß handelt es sich bei diesen Handschriften um solche mit Vokalen und Akzenten, während sich in Gasters Handschrift der bloße Konsonantentext findet. Gaster erklärt, eine solche Handschrift in den Bibliotheken nicht wieder gefunden zu haben.

Aber was hat es schließlich zu sagen, wenn in einem relativ späten Pentateuchcodex solche Krönchen verwendet werden. Sicher gibt es viele Pentateuchrollen mit solchen Krönchen, die sehr viel älter sind als diese Handschrift, und daß hinsichtlich der Form und Verwendung dieser Krönchen eine außerordentliche Verschiedenheit herrscht, ist allgemein bekannt. Wollte man also das Wesen dieser Krönchen untersuchen, müßte man sich doch zunächst an das älteste vorliegende Material halten und wird sicher auch hierfür in den Resten der Kairoer Geniza Stücke finden, die um 6 und mehr Jahrhunderte älter sind als der Codex von Gaster.

Es ist zweifellos ganz verdienstlich, daß Gaster das sonstige Material über diese Krönchen in seiner Introduction zusammenstellt. Sie sind zweifellos sehr alt, schon der Talmud nimmt auf sie Bezug, wahrscheinlich sind sie schon im Neuen Testament erwähnt, alt ist auch das von Rabbi Simḥa in das Maḥzor Vitry aufgenommene ספר תאגין; außerdem gibt es viel masoretisches Material darüber, das im allgemeinen in Ginsburgs „Massorah" zu finden ist. Freilich ist der Sinn dieser Krönchen schon Maimonides vollkommen unklar, so daß er sie für unwesentlich ansieht und Gesetzesrollen ohne diese Krönchen, wenn sie nur sonst den Vorschriften entsprechen, für ebenso gültig erklärt, wie solche mit Krönchen. Die jüdischen Autoren, die sich nach Maimonides mit diesen Krönchen beschäftigt haben, sind weniger zurückhaltend und sehen in diesen Krönchen allerhand Hinweise auf hagadische und halachische Erklärungen und Anspielungen auf Mystik und sonstige Dinge. Auch Gaster ist geneigt, ihnen solche Bedeutung zuzusprechen. Daß aber für die Erklärung dieser Krönchen die von ihm reproduzierte Handschrift, in der alle שצענטז durch zumeist zwei darüber gesetzte Striche, einige Buchstaben davon auch durch mehr bezeichnet sind, in der gelegentlich auch ופא gewisse Schnörkel und Striche haben, nichts ausmacht, ist leicht einzusehen. Und wenn Gaster in solchen Zeichen dieser oder ähnlicher Handschriften etwa gar Hinweise auf unsere tiberischen Akzente oder Anfänge der Masora sehen will, so erscheint mir das als Selbsttäuschung. Es ist wohl denkbar, daß diese Krönchen, die aus uralter Zeit stammen, einmal eine spezielle Bedeutung gehabt haben. Will man aber versuchen, dieser seit mindestens eineinhalb Jahrtausenden vergessenen Bedeutung nachzukommen, so muß man das älteste Material, das man noch erhalten kann, zusammentragen und sorgfältig untersuchen und darf sich nicht darauf beschränken, mit prophetischer Geste Andeutungen zu machen. Es ist mir freilich sehr zweifelhaft, ob es, in Anbetracht des für solche Untersuchungen doch wohl schon zu späten Materials, jemals gelingen wird, hier zu wirklich positiven Resultaten zu kommen.

König, Eduard: **Das Buch Hiob** eingeleitet, übersetzt und erklärt. Gütersloh: C. Bertelsmann 1929

(VIII, 510 S.) gr. 8°. RM 19.50; geb. 22 —. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster i. W.

Seinen Kommentaren zu alttestamentlichen Büchern hat Ed. König nun auch diesen zum Buch Hiob folgen lassen. Er ist nach den gleichen Grundsätzen wie die früheren gearbeitet; wiederum legt der greise Verf., wie er im Vorwort betont, besonderen Wert darauf, „die Grundsätze der grammatisch-historischen Exegese in vollem Umfange zur Anwendung zu bringen" und die Literatur, auch die außerdeutsche, vollständig zu berücksichtigen; doch soll es ihm über den Einzelbeobachtungen nicht minder ernstlich um das Problem des Buches zu tun sein.

Einer längeren Einleitung (S. 1—39) folgt die Übersetzung und Erklärung des Buches (S. 40—461). Sie hat neben den Mängeln auch die Vorzüge der Königschen Kommentare. So ist zwar die Übersetzung in einem schlimmen Deutsch geschrieben, das im Vergleich mit der dichterischen Qualität des hebräischen Urtextes grotesk anmuten möchte. Aber dafür bemüht sich König auch aufs gewissenhafteste und sorgfältigste, den hebräischen Text so genau wie nur irgend möglich in deutschen Worten wiederzugeben. Für den wissenschaftlichen Gebrauch wiegt der Vorzug einer so peinlichen Genauigkeit der Übersetzung den ästhetischen Mangel auf. Nach wiederholter und eingehender Benutzung des Buches bin ich der Überzeugung, daß aus Königs Übersetzung und Erklärung viel zu lernen ist. Auch aus dem bewußten und stark ausgeprägten Konservativismus gegenüber Textänderungen, der zwar gewiß in einzelnen Fällen zu weit geht und der Gefahr nicht entgeht, das Unmögliche möglich zu machen, der aber gegenüber entbehrlicher, eilfertiger und unbekümmerter Konjekturenmacherei Beachtung verdient und immer wieder zu ernsthafter Besinnung anregt, ob nicht doch mit dem überlieferten Text (der meist das einzige Gegebene ist) auszukommen ist. So wenig damit einem falschen Kleben an unsicherem Text als dem eben überlieferten das Wort geredet werden soll, so scheint mir doch die Eigenart gerade des Hiobbuches durchaus vorsichtige Zurückhaltung gegenüber angeblich notwendigen Textverbesserungen zu fordern.

Es folgt ein Rückblick (S. 462—503), in dem der Verfasser den Ertrag der Einzeluntersuchung zusammenfassen möchte, und zwar hinsichtlich der Einheitlichkeit, des Problems und seiner Lösung, der Abfassungszeit und des Abfassungsortes und schließlich der Stellung des Hiobbuches in der Geistesgeschichte Israels und der Menschheit.

Aus diesem Abschnitt sei folgendes erwähnt. 1. Zur Einheitlichkeit des Hiobbuches. Zu den Problemen des Prologes und Epiloges nimmt K. in der Weise Stellung, daß er die Notwendigkeit einer erzählenden Einleitung vor Hi. 3 bejaht, aber die Echtheit des Prologes in der vorliegenden Form als mit der Dichtung selbst unvereinbar verneint; er ist die spätere Ausgestaltung einer kürzeren Einleitung, in die die Stellen über den Satan im Sinne einer jüngeren Theologie erst eingesetzt wurden (genau rekonstruieren kann man ihn nicht, doch ist z. B. auch 2, 9—10 sekundär). M. E. ist das kein glücklicher Weg, um die Spannungen zwischen Prolog und Dichtung zu lösen. Der zu vermutenden ursprünglichen Form des Prologs entspricht nach Königs Begründung der jetzige Epilog gut. — Die Probleme am Ende des dritten Gesprächsganges lösen sich K. in der Art, daß er nur 27, 11—13 als sekundär ausscheidet, wonach sich ihm für die Verbindung von 27, 1—10 und 28 ein Gedankenzusammenhang ergibt, den er als klar erkennbar und befriedigend zu erweisen sucht (die genaue Begründung ist schon im Komm. S. 272ff. gegeben). — Die Absicht des Verfassers der Elihureden bestimmt K. dahin, daß er die Dichtung (in der die beiden Anschauungen der drei Freunde einerseits und Hiobs anderseits durch Gottes Manifestation und seinen Hinweis auf die Geheimnisse seines Waltens als unberechtigt hingestellt wurden) inhaltlich vervollständigen wolle, indem er die Erkenntnis, daß ein Teil des menschlichen Leidens ein Erziehungsmittel Gottes ist, zu unmißverständlichem Ausdruck bringt. — Auch 40, 15—41, 26 wird als unecht begründet. — Von weiteren Reduzierungen der Hiobdichtung sieht K. ab, m. E. mit Recht, mag uns auch gar manche Stelle des Textes unvollkommen verständlich bleiben. — 2. Zum Problem. Als die Grundfrage, die in dem Buch behandelt und gelöst werden soll, formuliert K.: „Wie erklärt sich das Leiden gottesfürchtiger und sittlich hochstehender Menschen?" Für die Freunde ist das Leiden des Menschen im wesentlichen Strafleiden. Hiob kann das für sich nicht anerkennen, doch ist ihm am Schluß sein Leiden zum Bewährungsleiden geworden. (Elihu erklärt es als Erziehungsleiden.) In den Gottesreden wird es als ein Moment des von Gott mit Macht, Weisheit und Güte gelenkten Verlaufs der Weltbegebenheiten enthüllt, den der Mensch, der vernünftig seines Niveaus sich bewußt bleibt, mit Ehrfurcht und Vertrauen anerkennen wird. Wenn mit diesen Sätzen, wie ich glaube, die Problematik des Buches Hiob nicht voll erfaßt wird, so liegt das vielleicht in erster Linie daran, daß für K. der heutige Prolog nicht vom Dichter vorausgesetzt wird. — 3. Zu Zeit und Ort der Abfassung: „Die natürlichste Annahme ist die, daß der Hiobdichter nach Jojakhins Wegführung in Palästina daran ging, das Problem des Unschuldigleidenden aufzurollen und im Gegensatz zur landläufigen Vergeltungstheorie eine weit erhabenere Lösung dieses Problems zu entfalten". Mit dieser zeitlichen Ansetzung trifft K. mit Gunkel zusammen, der gleichfalls an das Zeitalter Jeremias denkt (RGG 2, Sp. 1930); m. E. ist eine so frühe Ansetzung nicht erweisbar und unwahrscheinlich.

Daß der Kommentar nicht gerade angenehm zu lesen ist, sollte nicht hindern, daß er die Verwertung findet, die ihm gebührt. Man wird gut tun, ihn bei der Beschäftigung mit dem Hiobbuch stets zu Rate zu ziehen.

Aicher, Prof. Dr. Georg: **Hebräische Wortspiele im Matthäusevangelium.** Bamberg: St. Otto-Verlag 1929. (58 S.) 8°. RM 3 —. Bespr. von L. Dürr, Braunsberg.

Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß sich im griechischen Matthäusevangelium einige griechische und in der späthebräischen Literatur (Jes. Sir.) — übrigens auch bereits im Althebräischen, z. B. bei den Propheten (s. meine Arbeit: „Wollen und Wirken der altt. Propheten [1926] 159f.!) — hebräische Wortspiele finden und sucht solche auch in dem von ihm hergestellten Text des hebräischen Matthäusevangeliums zu erweisen. Ja, darnach ist der ganze Urtext in Sprache und Anordnung darauf aufgebaut. Man vgl. nur das 10 Seiten umfassende Register der behandelten Verse am Schlusse.

Wie rote Fäden zögen sich die Wortspiele durch ganze Kapitel und das ganze Evangelium hindurch. Und „sowohl die Häufigkeit wie die schablonenhafte Wiederholung dieser Wortspiele beweist unwiderleglich, daß jeder Zufall ausgeschlossen ist und das Matthäusevangelium nicht bloß in der hebr. Literatursprache, sondern auch im Schmuck derselben geschrieben ist“ (S. 41). „Die engen Maschen des Wortspielnetzes im Matthäusevangelium ermöglichen es, das hebräische Urevangelium, das auf dem Grunde des griechischen Meeres liegt, zu heben und im wesentlichen zu rekonstruieren (ebenda).“

Indes tatsächlich macht die Arbeit selbst den Eindruck des Schablonenhaften. Das zu beweisende Ziel ist der Vater des Beweises gewesen. Ich habe kein einziges wirkliches Wortspiel, d. h. daß wirklich durch die gleichlautenden Worte ein besonderer beabsichtigter Sinn gewollt wäre, gefunden. Es sind lediglich äußerliche Zusammenstellungen oft gar nicht gleichlautender oder zusammenhängender Worte. Man vgl. z. B. דָּוִיד und בְּנֵי ἡ θυγάτηρ μου (15, 22) oder בְּכָל־ und בַּהֵיכָל 23, 20. 21; קַיָּפָא und בֶּחָג 26, 3. 5 sollen Wortspiele sein! Dann, wie das letzte Beispiel zeigt, werden oft über mehrere Verse hinweg zwei Worte für das Wortspiel gesucht; so 8, 19. 21. 22. 25 (!) (S. 14); 19,27 und 20, 1; dazwischen stehen noch 2 sehr lange Verse! Besonders sollen auch die Eigennamen Wortspiele ausgelöst haben (S. 41ff.): In der Nähe von Sadok steht das kasat-Motiv (die Radikale k + s + t), in der Nähe von Jakob das abak, in der Nähe von Moses das amas-Motiv usw. Zu Petrus gesellt sich gerne das borsat-Motiv; als Beispiel dessen wird die Verbindung בָּשָׂר וָדָם: Fleisch und Blut = Mensch angeführt. Aber das wird schon postuliert, daß für ἄνθρωπος immer das Hendiadyoin gestanden habe! — Auch auf die semitische Namensvorstellung, daß im Namen einer Person oder Sache auch ihr geheimnisvolles Wesen ausgedrückt ist, wird für das Matth.-Evangelium hingewiesen (eine solche liegt ja in 1, 21 beim Namen Jesus sicher vor). So erinnere Maria (מִרְיָם) an den hl. Geist (מֵרוּחַ: 1, 18. 20), Judas Ischariot (אִישׁ קְרִיּוֹת) werde als Verräter bezeichnet durch אַסְגִּיר אֹתוֹ 26, 15; in Pilatus liege das verhängnisvolle Wort יִצְלַב = σταυρωθήτω 27, 22. Es ist wirklich mehr Spielerei als Wortspiele! Und einige wirklich durchschlagende Beispiele wären mehr gewesen!

Beachtung verdienen m. E. die Erklärung des hebr. ἡλεὶ ἡλεὶ in dem sonst aramäischen Satze 27, 46 (Ergänzung der Abkürzung vom aram. אֱלָהִי = אלי zu אֵלִי); dann der Wiedergabe des Namens des Vaters des Petrus-Johannes (Jo. 1, 42; 21, 16f.) mit Jonas (Mt. 16, 17: die Abkürzung יוֹ zu יוֹנָה verlesen!); endlich die auffallende Folge von Mt. 27, 48 auf 47: Auf den Ruf אֵלִיָּהוּ bringt ein Soldat einen Schwamm mit Essig. „Die Lösung liegt darin, saß man aus σάβαχθανεί (שְׁבַקְתָּנִי) das aramäische סְפוֹנָא = hebräisch סְפוֹג = Schwamm heraushörte“ (S. 48).

Semitistik, Islamistik.

Marçais, Georges: **Manuel d'Art Musulman. L'Architecture.** Tunisie, Algérie, Maroc, Espagne, Sicile. I: Du IX^e au XII^e Siècle; II: Du XIII^e au XIX^e Siècle. Paris: Auguste Picard 1926/27. (XI, 967 S.) 8°. Bespr. von E. Diez, Cleveland/USA.

Das zweibändige Werk M. Marçais' ist der islamischen Kunst des Maghrib, also der Länder westlich von Ägypten, gewidmet, und zwar nur der Baukunst und architektonischen Ornamentik. Nach dem längst vergriffenen Handbuch Saladins, der noch die gesamte islamische Baukunst in einem Band bringen konnte, begrüßen wir mit Marçais' Buch und Migeons ebenfalls zweibändiger Neuauflage seiner „Les arts plastiques et industriels“ die zweite Auflage des französischen Standard-Handbuchs der Kunst der islamischen Länder, der wohl auch Ägypten, Syrien, Persien, Anatolien, Türkei und Indien bald angereiht werden dürften. M. Marçais, Professor an der Universität in Algier, ist heute der beste Kenner der islamischen Baukunst des Maghrib und keiner war mehr berufen, sie zusammenfassend darzustellen. Daß das Roß beim Schweif aufgezäumt und der Westen vor der östlichen Heimat der islamischen Kunst vorgenommen wurde, erklärt sich aus dem Schwerpunkt des französischen Orient-Interesses ebenso wie aus M. Marçais' Bereitschaft für eben diesen Teil des Reiches.

Die Einteilung des Stoffes ist in der Geschichte der islamischen Baukunst stets am besten nach Boden und Dynastien als den beiden entscheidenden Faktoren vorzunehmen. Das Äußere der Bauten im Orient war nun einmal durch das vom Boden gelieferte Material entscheidend beeinflußt, und das Material war für die provinzielle Sonderentwicklung der islamischen Baukunst in den verschiedenen Ländern schicksalwendend. Gleichzeitig sind es aber meist auch die sich in der Macht ablösenden Dynastien mit ihren sehr verschiedenen historischen Traditionen, die auch in der Kunst überraschende Wendungen bringen konnte. M. Marçais gliederte den Stoff dementsprechend in neun Kapitel, in denen er Die arabischen Königreiche des IX. Jh., Das Fatimidenreich mit dem islamischen und normannischen Sizilien, Das Khalifat von Cordova, Die spanischen Königreiche und hispanisch-berberischen Kaiserreiche des XI.—XIII. Jh., Die Nachfolge-Dynastien der Almohaden im XIII. und XIV. Jh., Den spanischen Mudejarstil, Das türkische Algerien, endlich das Tunis der letzten Hafsiden und Türken behandelte. Jedes Kapitel bildet eine selbständige Einheit mit eigener historischer Einleitung und Behandlung der religiösen, bürgerlichen, militärischen und öffentlichen Nutzbauten sowie der Bauornamentik in getrennten Abschnitten. Auf die möglichst ausführliche Behandlung der Bauornamentik legt Marçais mit Recht den größten

Nachdruck und begründet seinen Standpunkt im Vorwort, obgleich er für Kenner kaum einer Begründung bedarf, denn die Bauornamentik ist, wie man spenglerisch sagen könnte, die Kulturseele jeder islamischen Bauprovinz, und wer sie lesen kann, mag das Geheimnis des betreffenden Volkes verstanden haben. Aber abgesehen von dieser nicht eigentlich erlernbaren Kunst gibt sie jedem geschulten Fachmann die Kriterien für Herleitung und Datierung fast so exakt in die Hand wie eine Inschrift, es wäre denn eine aufs Jahr datierte.

Der Verfasser hat sich das hier zusammengefaßte Material zum großen Teil erst selbst erobert, wie es heute in den Ländern des Orients und Fernen Ostens noch häufig notwendig, aber auch für die Handbücher äußerst erfrischend ist, da sie erlebt, nicht nur kompiliert sind. Freigebig streut M. Marçais neues, unveröffentlichtes Material ein und zwingt so auch die paar Kenner, schon bekannte Denkmäler nicht zu überschlagen. Die zahlreichen Zeichnungen ornamentaler Details sind unschätzbar, zumal die photographischen Wiedergaben, wie leider in den meisten französischen Büchern dieser Art, alles zu wünschen übrig lassen. Auf eine Detailkritik einzugehen weiß sich der Berichterstatter nicht kompetent, da ihm die Autopsie der meisten Denkmäler der afrikanischen Provinzen noch fehlt. Auch sind einige Meinungsverschiedenheiten oder Irrtümer angesichts einer so ausgezeichneten und grundlegenden Leistung ziemlich irrelevant.

Rosintal, J.: Pendentifs, Trompes et Stalactites dans l'Architecture Orientale. Paris: P. Geuthner 1928. (106 S., 10 Taf.) gr. 8°. 40 Fr. Bespr. von E. Diez, Cleveland, USA.

Das Buch ist eine französische Übersetzung der gleichnamigen 1912 in Berlin als Diss. Doct. Ing. erschienenen Arbeit. Da die deutsche Ausgabe m. W. vergriffen ist, wird die französische auch für deutsche Fachleute nützlich sein. Leider jedoch hat sich der Verfasser nicht der Mühe unterzogen, die seit 1912 hinzugekommenen neuen Erkenntnisse auf diesem Spezialgebiet der orientalischen Baukunst zu berücksichtigen und in der französischen Ausgabe zu verarbeiten. Die dem Buche zugrunde liegende Bibliographie reicht nicht über das Jahr 1911 hinaus. Als Architekt bearbeitete R. den Gegenstand ausschließlich vom konstruktionsgeschichtlichen Gesichtspunkt aus, ohne Berücksichtigung der kultur- und kunstgeschichtlich wichtigen Fragen nach den Ursprungslokalen und den gestaltenden Faktoren. Seine seiner Zeit getroffene klärende Einteilung der Stalaktiten in Trompenstalaktiten, Pendentifstalaktiten und Stalaktiten auf türkischen Stützdreiecken bleibt jedoch nach wie vor grundlegend und verdienstvoll.

Neugebauer, R., u. Siegfried Troll: Handbuch der orientalischen Teppichkunde. Mit 128 einfarb. u. 16 mehrfarb. Taf., 5 Textfiguren, 8 Motivblättern u. 1 Kte. 14., gänzlich neubearb. Aufl. 27.—32. Tausend. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1930. (VIII, 111 S.) gr. 8°. = Hiersemanns Handbücher, Bd. IV. RM 12—. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

Das bekannte und beliebte Teppichhandbuch von R. Neugebauer und J. Orendi, das zuerst 1909 im Hiersemann-Verlag erschien, ist seitdem immer wieder unverändert aufgelegt worden. Nachdem nun auch Orendi als Verfasser ausgeschieden ist, hat man Siegfried Troll zu einer Umarbeitung des Werkes herangezogen. Derselbe hat seine Aufgabe, ein Handbuch vorwiegend des modernen Orientteppichs mit einem Rückblick auf den alten Teppich zu schaffen, auf das beste gelöst. Das Buch gliedert sich in vier Teile: 1. Der orientalische Teppich vor 1800. Hier wird auf Grund der bekannten großen Werke von Sarre, Bode-Kühnel usw. der antike Teppich kurz und klar abgehandelt. 2. Der orientalische Teppich nach 1800: Hier werden die modernen Teppiche der 5 großen Teppichgebiete (Kleinasien, Kaukasien, Persien, Zentralasien, Ostturkestan) besprochen; der chinesische Teppich ist nicht einbezogen. Von den persischen Teppichen sähe Ref. in einer neuen Auflage gern noch einige Sorten genannt, welche im Handel sehr häufig und allen Orientalen wohlbekannt, aber in den Handbüchern fast stets ignoriert sind, wie z. B. der südpersische Afschari oder Lawer-Kirman, der mittelpersische Zarand und Qultuq und der nordpersische Weramin. Auch die Beschreibung der Teppichfarben könnte eine eingehendere sein, da ja Farben und Bordüre das Hauptmerkmal zur Unterscheidung gewisser moderner Teppiche sind. Es genügt da nicht, zu sagen, daß ein bestimmter Teppich die Farben rot, gelb, grün und blau zeige. Von dem Erdbeerrot eines kleinasiatischen Melas bis zum „Ochsenblutrot" eines Turkmenenteppichs gibt es eine Menge Abstufungen. 3. Die Technik des orientalischen Teppichs wird als neues Kapitel eingeführt und vom Verf. klar und offenbar sachverständig besprochen. Im 4. Teil folgen Ratschläge über Einkauf und Behandlung des Teppichs. Zum Kampf gegen Motten wären die neuerdings so viel gebrauchten chemischen Mittel (Petroleumpräparate und Derivate der Hexachloräthans) zu erwähnen. Am Schlusse folgen 8 von Troll selbst neu gezeichnete Motivblättertafeln und 128 Tafeln mit photographischen Wiedergaben

von Teppichen in chronologischer und geographischer Reihenfolge. Die Karte der Teppichgebiete und die Farbentafeln sind gegenüber den alten Auflagen unverändert geblieben. Wenn es einmal möglich sein wird, die hohen Kosten für eine Erneuerung der letzteren aufzuwenden, so wären besonders die Tönungen der Tafeln II, XIII und XIV zu verbessern. Dem nützlichen Buch ist in seiner verbesserten Form der gleiche Erfolg sicher wie der Erstauflage.

Seippel, Alexander: **Rerum Normannicarum Fontes Arabici.** E libris quum typis expressis tum manu scriptis collegit et sumptibus Universitatis Osloensis edidit. Oslo: A. W. Brøgger 1896—1928. (45, ١٤٨, LXXIV S.) 4°. Angez. von R. Hartmann, Göttingen.

Wie ein Mißgeschick es fügte, daß Einleitung und kritische Anmerkungen dieses Buches erst mehr als 30 Jahre nach der Veröffentlichung der Texte fertig wurden, so wurde durch besondere Umstände, die nicht in der Hand des Referenten lagen, auch die Besprechung an dieser Stelle über Gebühr verzögert. Doch wenn auch 3 Jahre vergangen, seit es fertig vorliegt, verdient es doch noch, daß hier mit Nachdruck darauf hingewiesen wird. Verf. hat alle ihm erreichbaren arabischen Texte über die Normannen hier vereinigt, nicht bloß die bereits vorher edierten, deren Wortlaut er nach den Handschriften neu geprüft hat, sondern vor allem auch bisher unedierte. Freilich, wenn die arabische Textsammlung schon 1896 gedruckt vorlag, ist nicht zu verwundern, daß sich heute Einzelnes beifügen ließe. So wäre z. B. zum Text des Suhrāb, von Seippel Ibn al-Bahlūl genannt (S. 123), nicht nur die inzwischen herausgekommene vollständige Ausgabe von H. v. Mžik (BAHG, V) zu erwähnen, auf deren Bevorstehen Verf. in den Addenda S. LXXI noch hinweisen konnte, sondern vor allem der Paralleltext des al-Ḫuwārizmī (BAHG, III), S. 84ff. u. 151 zu vergleichen; ferner sei noch auf die Nennung der Rūs bei Abū Ḥāmid al-Andalusī, ed. G. Ferrand (Paris 1925), S. 198 hingewiesen.

Seippel gliedert die Text-Auszüge in 6 Kapitel, zunächst nach den verschiedenen Benennungen, die bei den Arabern für die Normannen vorkommen. Kap. I (S. 1—37) enthält die Texte, in denen sie al-Maǧūs genannt sind (denn, wie G. Jacob, Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe, S. 38, Anm. 3 richtig formuliert, hat „der Name Madschūs ... den Bedeutungswandel Magier, Feueranbeter, Heiden, Normannen durchlaufen"). Das II. Kap. *fī ḏikr al-'Urmān* (S. 38—41) umfaßt nur Stücke aus einem anonymen spanisch-arabischen Werk, in dem diese Umschrift des Normannen-Namens selbst erhalten ist, der übrigens beiläufig auch sonst in verschiedenen Formen vorkommt (مرمان S. 82, Z. 13 bei Ibrāhīm b. Ja'qūb; الأُرْدُمانيّون S. 31, Z. 1 bei Ibn al-'Idārī; vermutlich auch entstellt zu برجان S. 141, Z. 11 bei al-Qazwīnī). Das III. Kap. (S. 42—48) bringt die Nachrichten über die Warank = Waräger, das IV. umfangreichste (S. 49—113) die über die Rūs. In Kap. V (S. 114—121) ist das Quellenmaterial über die Einnahme von Ṣaidā durch die Kreuzfahrer unter Balduin im Jahre 504 = 1110 zusammengestellt, weil dabei Sigurd I von Norwegen beteiligt war (der allerdings, soweit ich sehe, nur bei Ibn al-Aṯīr und Ibn Ḫaldūn — auch hier ohne Namensnennung oder nähere Bezeichnung — angedeutet wird). Ein VI. Kap. (S. 122—148) ist den geographischen Mitteilungen über den äußersten Norden (Thule usw.) gewidmet.

Die Praefatio bietet kurze Notizen über alle arabischen Schriften, aus denen die Stellen geschöpft sind; die Adnotationes criticae geben ausreichende Auskunft über die Textgestaltung. Die Verarbeitung des Stoffes ist nicht eigentlich in Angriff genommen; nur gelegentlich tragen die Anmerkungen, z. B. wo es sich um verstümmelte Eigennamen handelt, auch zur Deutung des Textes unmittelbar bei. Von dieser Deutung bleibt manches wertvoll, manches ist bei dem schwierigen Gegenstand naturgemäß bloße Vermutung[1]. Dabei ist bei der Länge der Zeit, die über die Entstehung des Buches hinging, begreiflich, daß nicht immer die neue Literatur mit verwertet ist[2]. Leider fehlen Indices und auch jede Inhaltsübersicht, die recht nötig wäre.

Der Hauptwert des Buches liegt also in der sorgfältigen Sammlung des Stoffes zum Gegenstand und besonders der Bekanntmachung einer ganzen Reihe von z. T. wichtigen neuen Textstellen. Damit hat Verf. sich ein bleibendes Verdienst erworben.

---

1. **Musil**, Prof. Alois: **The Northern Heǧâz.** A Topographical Itinerary. Published under the Patronage of the Czech Academy of Sciences and Arts and of Ch. R. Crane. New York: American Geographical Society 1926. (XII, 374 S., 2 Ktn.) gr. 8°. Dazu: Map of Northern Arabia. (4 Ktn.) gr. 8°.
2. — **Arabia Deserta.** Ebda 1927. (XIX, 631 S., 1 Kte.) gr. 8°. = American Geogr. Society Oriental Explorations and Studies, No. 1 u. 2, ed. by J. K. Wright. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

1. A. Musil hat in einem monumentalen sechsbändigen Werk die Reisen, die er von 1908 bis 1915 im vorderen Orient ausführte, eingehend beschrieben. Diese Bände tragen die folgenden Titel: 1. Northern Ḥeǧâz; 2. Arabia Deserta; 3. The Middle Euphrates; 4. Palmyrena; 5. Northern Neǧd; 6. The Manners and Customs of the Rwala Bedouins. Dazu kommt noch eine große, vierteilige Karte von „Northern Arabia" in besonderem Umschlag. Band 1 bis 5 sind Itinerare mit ausführlichen historisch-geographischen Bemerkungen und Exkursen, Bd. 6 ist, wie der Titel besagt, eine systematische Darstellung des Lebens der Rwala-Beduinen in der syrisch-arabischen Steppe nach seinem materiellen und geistigen Aufbau. Alle Bände sind vorzüglich ausgestattet, durch Photogra-

---

1) So ist die Deutung von الطدشكين S. XXXVI als „Thiudisci" m. E. nicht haltbar; dazu wäre vielmehr Marquart, Osteuropäische und Ostasiatische Streifzüge, S. 192f. und G. Jacob, Arabische Berichte von Gesandten, S. 16 zu vergleichen.

2) Z. B. wäre zu den اللودهانه S. 61, Z. 14, الكودكانه S. 66, Z. 10 des Mas'ūdī auf Marquart a. a. O., S. 342—353 zu verweisen, zu den ايسوا S. 42, Z. 5 auf G. Ferrand in der vorerwähnten Ausgabe von Abū Ḥāmid al-Andalusī, S. 118, Anm. 1.

phien, Zeichnungen und Karten reich illustriert und mit ausführlichen Indices versehen. Wir sind dem Verf., der uns ja früher schon sein Ḳoṣejr ʿAmra und sein Arabia Petraea geschenkt hat, von neuem zu aufrichtigem Dank verpflichtet, daß er uns die unendlich reiche Fülle seiner Beobachtungen und Entdeckungen, die oft mit großen Mühen und Gefahren verbunden waren, nunmehr in so schöner und übersichtlicher Weise zugänglich gemacht hat. Unser Dank gebührt aber auch der American Geographical Society und Mr. Charles R. Crane, durch die diese umfangreiche und bedeutende Publikation ermöglicht worden ist. Die einzelnen Bände sollen in der OLZ getrennt nacheinander besprochen werden.

Im ersten Bande wird eine Expedition aus dem Jahre 1910 beschrieben. Die türkischen Behörden hatten dem Verf. im März 1910 in Konstantinopel ihre Unterstützung zugesagt; aber das Versprechen wurde nur in bedingtem Maße gehalten. So konnte M. denn auch nicht seinen ganzen Plan ausführen; auf die Reise nach Teima und Madâin Ṣâliḥ bzw. el-ʿÖla mußte er verzichten, zumal damals im nördl. Ḥiǧâz allerlei Unruhen unter den Stämmen herrschten. M. fuhr mit seinen beiden europäischen Begleitern Ende April von Wien über Beirut nach Damascus und von dort weiter nach Maʿân, wo die Karawanenreise zu Kamel begann. Alle drei Europäer reisten in der Kleidung von arabischen Beduinen. Musil war in jenen Gegenden ja längst als Mûsa bekannt; Dr. Kober erhielt den Namen Rifʿat, Thomasberger den Namen Tûmân, und beide galten als Türken, da sie nicht arabisch sprachen. Die Reise führte von Maʿân zunächst nach Südosten und Osten, aber ein weiteres Vordringen in die östl. Steppe war unmöglich. So wandte M. sich wieder nach Westen, kreuzte bei Baṭn el-Ġûl — so ist zu schreiben, mit Artikel vor dem zweiten Substantiv — die Ḥiǧâz-Bahn und zog auf Umwegen nach el-ʿAḳaba. Von dort zog er südlich bis el-Ḥraiba am Roten Meer und erforschte das alte Midian. Dann ging es ostwärts nach Tebûk, wo die Vorräte ergänzt werden mußten. Die türkischen Behörden in Tebûk, das uns aus der Geschichte Mohammeds so bekannt ist, wollten M. am Weiterreisen verhindern. Aber er entging ihnen und zog zunächst südwestlich, dann östlich und südöstlich durch die schwarze Steinwüste (*ḥarra*) und erreichte auf nordöstlichem Marsch die Bahn wieder bei al-Muʿaẓẓam. An der Bahn entlang wurde noch bis Tebûk marschiert; von dort wurde die Eisenbahn bis Maʿân und Damascus benutzt.

Eine Reise während der Monate Mai bis Juli ist in Arabien mit den größten Anstrengungen verbunden. Auch Musil und seine europäischen und arabischen Begleiter sowie selbst die Kamele litten sehr unter der Hitze, der Trockenheit und den rauhen Wegen. Doch er überwand alle Schwierigkeiten mit großem Mut und mit kluger Umsicht. Wäre er mit der Steppe und ihren Bewohnern nicht so vertraut gewesen, so wäre die Expedition kaum zu einem glücklichen Ende gekommen. Das südliche Edom, der nördliche Teil des Landes zwischen dem Roten Meere und der Ḥiǧâz-Bahn, ist durch M.s Forschungen bedeutend genauer bekannt geworden als je zuvor. Von archäologischen Ergebnissen seien vor allem die Beschreibungen der Bauten von „Madian", der alten Hauptstadt des Landes Midian, und der Ruinen eines Tempels in Rwâfa (s.-w. von Tebûk) hervorgehoben. In Rwâfa fand M. eine nabatäisch-griechische Bilinguis, deren Text er leider nicht mitteilt; sie ist jedoch von großer Wichtigkeit, da in ihr die Thamudener genannt werden.

Der geographischen Beschreibung des Landes, die den Hauptinhalt des Buches bilden, werden überall historisch-geographische Untersuchungen hinzugefügt. Einzelbemerkungen über das Verhältnis zwischen Türken und Arabern sowie zwischen den arabischen Stämmen, über Volksglauben und Legenden sind öfters eingestreut. Die vielen Dämonen in Bäumen, Felsen und Brunnen, die erwähnt werden, zeigen wieder einmal, eine wie große Rolle diese Vorstellungen im täglichen Leben der Beduinen spielen. Zum Schlusse folgen noch 15 Appendices historisch-geographischen Inhalts. Was sich in den babylonisch-assyrischen, biblischen, klassischen, islamischen Quellen über diese Gegenden, Stämme und Ortschaften findet, ist mit großem Fleiße zusammengetragen. Vor allem konzentriert sich das Interesse des Verf. auf die Identifikation biblischer Namen. Die Kritik an den alttestamentlichen Texten und an ihrer Überlieferung kommt dabei nicht immer zu Worte. Auf alles Einzelne einzugehen ist hier ganz unmöglich; ich möchte aber bemerken, daß mir einige der Identifikationen M.s etwas kühn und zu apodiktisch erscheinen. Es findet sich hier aber mancher wertvolle Beitrag zur biblischen Altertumskunde, und das Leben der Alten wird uns öfters durch die Verbindung mit dem der Neuen besonders anschaulich.

Philologische Exaktheit in sprachlichen Dingen, phonetisch genaue Wiedergabe der arabischen Wörter, Feststellung der verschiedenen Dialektformen usw. ist nie die Stärke M.s gewesen. Seine Gewährsmänner stammten natürlich aus verschiedenen Stämmen; mehrfach mögen auch Gewährsmänner, deren heimische Dialekte voneinander abwichen, zu gleicher Zeit bei ihm gewesen sein. Nur so kann ich es mir erklären, daß die Formen Ammu, Ummu, Umm für dasselbe arab. Wort immer miteinander wechseln und manchmal unmittelbar nebeneinander vorkommen. Auch sonst sind mir in der Umschrift mancherlei Unebenheiten begegnet, wie ja schon in den früheren Büchern M.s. Der stat. constr. des Feminins erhält oft nicht das ihm gebührende *-t*; hier ist die Pausalform in den Kontext gesetzt. Besonders auffällig war mir diesmal, daß Tihâma mit wenigen Ausnahmen immer ohne das Längezeichen gedruckt ist. — Das palatalisierte ق wird durch *ǯ* umschrieben, also als stimmhaftes *š*, ein Laut, der in Syrien und Palästina für ج öfters vorkommt. Für ق sind manche verschiedene Aussprachen bezeugt, unter denen mir *ǯ* nie begegnet ist; dagegen sind mir die Aussprachen als *dz* (Affricata) und als *ǧ* (= *dž*) wohlbekannt. — Wenn ض durch *ẓ* wiedergegeben wird, so ist damit wohl das unter den Beduinen gebräuchliche *ḍ* gemeint. — Aus dem Wechsel von *r* und *ṛ* (= *ġ*) erschließt M. (S. 289) die Identität von assyr. *Ḫajappa*, bibl. *ʿÊfâ* und mod. *Rwâfa*, das auch *Ṛwâfa* gesprochen wird. Diese Gleichung ist recht unsicher. Das Verhältnis von ر zu غ ist noch genauer zu untersuchen; meist handelt es sich bei غ für ر um individuelle Aussprachen, vgl. meine Neuarab. Volkspoesie, S. 4 und Mehren, Rhetorik der Araber, S. 197. Ferner müßte, wenn Ḫajappa—ʿÊfâ hier in Frage käme, die Aussprache *Ṛwâfa* die ältere sein. Dann hätten wir aber *ġ* > *r*, während mir nur *r* > *ġ* bekannt ist. — Gelegentlich hätten die arab. Tiernamen genauer bestimmt werden können. Vom *ḳaṭa'* (so!) heißt es S. 94, es sei „a species of partridge"; es ist eine Flughuhnart und gehört zur

Gattung Pterocles. Das Nähere kann man bei Brehm nachlesen. II, S. 358 wird richtig „sand-grouse" gesagt. S. 175 wird *fahad* „a leopard-like cat" genannt; es ist bekanntlich der Gepard oder Jagdleopard (Acinonyx.) — Forscher, die vor ihm in jenen Gegenden gereist sind, nennt M. nirgends, und doch hätten m. E. Doughty, Euting, Moritz, Jaussen und Savignac erwähnt werden sollen. Verweise auf ihre Arbeiten wären mehrfach angebracht gewesen, namentlich bei Orten, die M. beschreibt, ohne Abbildungen zu geben, während sich solche anderswo finden. So haben Euting (Tagbuch II, S. 169ff.) und Jaussen et Savignac (Mission I, S. 88—90) Bilder von al-Mu'aẓẓam (S. 224); ebenso haben sie (Euting II, 175; Jaussen et Savignac I, 75—77) Bilder von al-Aḥẓar (S. 229). Die „Hiobswürmer" (S. 230) werden bei Euting (II, S. 190) abgebildet und näher beschrieben. Der öfters erwähnte *ǧaḍā*-Strauch ist bei Euting (II, S. 177) abgebildet; über seine botanische Bestimmung sind dort (S. 176) kurze Angaben gemacht. Genaueres über ihn findet sich aber auch bei Musil, Band II, S. 149—151. Im Appendix IV (The Amalakites) hätte Nöldekes bekannte Abhandlung „Die Amalekiter" erwähnt werden können. — Druckfehler habe ich nur sehr wenige gefunden, darunter einen störenden (S. 270, Z. 16 „dust" für „lust").

2. Unter Arabia Deserta versteht M. den größeren, südlichen Teil des Gebietes, das man sonst wohl als die syrisch-arabische Steppe bezeichnet. Dieser Teil wird begrenzt im N. durch die Palmyrene; im W. durch das Ḥaurân-Gebiet, das Ostjordanland und das Gebiet südlich davon bis etwa zur Höhe von el-'Aḳaba; im S. ungefähr durch eine Linie von el-'Aḳaba zum Persischen Golf; im O. durch den westlichen Teil des arabischen 'Irâḳ und durch den mittleren Euphrat-Lauf. Das Nefûd gehört natürlich noch dazu. Von jetzt noch besiedelten Orten liegen eigentlich nur Kâf (Čâf) und el-Ǧôf (Dûmat al-Ǧandal) innerhalb dieses Gebiets. Dies ganze weite Land hat M. in den Jahren 1908—09, 1912, 1914—15 nach allen Richtungen hin kreuz und quer durchstreift, und er hat es so gründlich kennen gelernt wie kaum je ein Europäer vor ihm. Dabei kamen ihm seine Vertrautheit mit den arabischen Beduinen und seine enge Freundschaft mit dem Rwala-Fürsten an-Nûri sehr zu statten.

Das Buch zerfällt, wie Bd. I und III—V dieser Serie, in Reisebericht und historisch-topographische Appendices. Der Bericht ist durch Photographien, Zeichnungen und Karten vortrefflich illustriert. Er ist manchmal ein etwas trockenes Itinerar mit Aufzählung von Namen, Zeiten, Temperaturen; aber dies wird immer unterbrochen durch lebendige Darstellungen von Land und Leuten, oft in gehobener Sprache. Die Gefahren, wirkliche und vermutete, werden ebenso poetisch geschildert wie die Sonnenuntergänge und die Landschaften. Hier scheint die Denk- und Ausdrucksweise der Wüstensöhne hindurchzuklingen.

M. hat die Ergebnisse seiner verschiedenen Expeditionen verständigerweise topographisch angeordnet, d. h. er hat die zusammengehörigen Gebiete, die er auf mehreren Reisen besucht hat, jeweilig in einem Bande vereinigt. Von Nov. 1908 bis Juni 1909 (Teil I) zog er durch den nördlichen Teil von Arabia Deserta bis zum Euphrat, dann durch den westlichen, mittleren und südlichen Teil zurück nach Damascus, Teil II (April 1912) beschreibt die Reise von ar-Rumâdi am Euphrat nach en-Neǧef, Teil III (Dez. 1914 bis Jan. 1915) die Reise von Damascus nach el-Ǧôf durch die Steppe östlich vom Ḥaurân-Gebiet; die letztere führte dann weiter nach dem Neǧd (vgl. Bd. V). Bisher fast gänzlich unbekannte Gegenden werden hier beschrieben, unendlich viel neue Namen von Stämmen, Geländen, Bergen, Tälern, Wasserstellen werden hier gegeben und teilweise mit Namen aus der arabischen geographischen Literatur identifiziert. Diese Namen bieten auch sprachgeschichtlich interessantes und wichtiges Material. Aus ihnen lassen sich manche Schlüsse ziehen für die geographische Nomenklatur der Araber, die oft in ihren Metaphern recht ausdrucksvoll ist. Besonders charakteristisch sind die vielen Diminutiva, die in den Beduinendialekten besonders beliebt sind. Die Herkunftsbezeichnung wird öfters mit einem Diminutiv verbunden (Rwêli = vom Stamme der Rwala, Kwêčbi = vom Stamme der Kwâčbe), und diese Tatsache ist für die Frage des Zusammenhanges zwischen den Verkleinerungsformen und den Beziehungsadjektiven von Wichtigkeit. Unsere Kenntnis der Wüstenflora erfährt manche Bereicherung; das war für die Fauna, die ja besser bekannt ist, nicht möglich.

Von Wölfen ist einige Male die Rede (S. 142, 148, 154); ob dies der Schakalwolf oder der echte Wolf ist, der nach einer Mitteilung von J.-J. Hess für Arabien nachgewiesen wurde, wäre noch genauer zu untersuchen. — Über den *zarbûl*, der S. 152 nach Beduinenaussagen etwas fabelhaft geschildert wird, hätte M. sich aus Eutings Tagbuch II, S. 193, Anm. 2, näher orientieren können. Nach Jacob ist es unser Iltis. — Der S. 259 nicht näher bestimmte *rorejri* ist in Palästina nach L. Bauer (Das Paläst. Arab. § 11, 1) und nach Spoer (Manual of Palest. Arabic, S. 189, s. v. badger) der Dachs.

Die dritte Reise fiel in den Beginn des Weltkriegs. Da interessieren uns natürlich die Verhandlungen M.s, des damaligen Österreichers, mit den Beduinenhäuptlingen besonders lebhaft. Die langen Reden, die hier als wörtlich gehalten mitgeteilt werden, sind natürlich thucydideisch zu verstehen; sie sind nicht mitstenographiert, sondern ihrem Inhalte nach wiedergegeben. Die Schilderungen der Beutesucht und der Gleichgültigkeit gegen den *ǧihâd* sind äußerst lehrreich.

In den 8 Appendices werden behandelt: Nordarabien in assyrischer Zeit, die Bĕnē Ḳedem, Arabia Deserta nach den klass. Autoren, die Grenzen von Ar. Des. nach den arab. Autoren, alte Handelswege in Ar. Des., mittelalterl. u. moderne Handelswege, die Geschichte von Dûmat al-Ǧandal, der Zug des Châlid b. al-Walîd vom 'Irâḳ nach Syrien. Für die assyr. Zeit bin ich nicht zuständig. Bei den anderen Abschnitten habe ich mir einige Fragezeichen gemacht, wo mir die Gleichsetzungen noch unsicher erscheinen. Sehr wertvoll sind M.s Ausführungen über die Geschichte von Dûma und den berühmten Zug Châlids. Hier hat er auf Grund seiner Kenntnis des Landes viele neue Resultate gewonnen, die für die Frühgeschichte des Islams von großer Bedeutung sind. Nach ihm zog Châlid von 'Ain at-Tamr zunächst auf einem bekannten Karawanenwege nach Kurāḳir, dessen Name noch heute in der Nähe von Kâf erhalten ist; von hier hatte er zwei Wege nach Damascus, entweder durch die Ḥaurân-Ebene oder durch die wasserlose Steppe östlich von Ḥaurân. Da ihm der erstere Weg versperrt war, wählte er den zweiten, und dort hatte er mit den bekannten großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die

Unternehmungen Châlids in der Palmyrene werden von M., wohl mit Recht, in eine spätere Zeit gesetzt.

Im Einzelnen wären mancherlei Kleinigkeiten zu bemerken, von denen ich hier nur Weniges anführen kann. M. erwähnt kaum je einen seiner Vorgänger; aber es wäre recht und billig gewesen, einige von ihnen zu nennen; so Euting bei der Erwähnung von Kâf und el-Ǧôf, Dussaud bei al-Azraḳ, Miss G. L. Bell bei Uḫaiḍir. Ḳoṣêr il-Ḥallâbât und Ḥammâm iṣ-Ṣaraḫ (so von mir gehört) wurden zuerst von H. C. Butler und mir im Jan. 1905 entdeckt; die Gebäude wurden von Butler ausführlich dargestellt. Von dem Festungsturm Mârid im Ǧôf (M., S. 458, 467, 471) gab Euting (I, S. 125) eine Zeichnung vor dem Wiederaufbau. Für die Beurteilung des Verhältnisses zwischen den arabischen Phylarchen unter persischer und unter römischer Oberhoheit (S. 502) ist die Inschrift von in-Nemâra und ihre Besprechung von Nöldeke im Florilegium de Vogüé von Wichtigkeit. — M. spricht S. 361 von Ǧuḍejma al-Waḍḍâḥ, S. 371 von „Ǧuḍejma al-Waḍḍâḥ, also called Ǧuḍejma al-Abraš". Unter dem Beinamen al-Abraš war er jedenfalls bekannter; aber sein eigentlicher Name war Ǧaḍīmat, wie mit Sicherheit die Inschrift von Umm iǧ-Ǧimâl (meine Nabataean Inscriptions, S. 37ff.) beweist: Γαδμαθου βασιλεὺς Θανουηνῶν. Woher die falsche Form Ǧuḍaimat, die mir schon ein paar Mal begegnet ist, eigentlich stammt, ist mir unklar. — Mehrfach spricht M. von Inschriften, die er gefunden hat (S. 195f., 199, 301, 341, 470, 473). Es wäre sehr erwünscht gewesen, wenn er nähere Angaben über ihren Inhalt gemacht hätte. — Auf Erwägungen sprachlicher Dinge, die mir auch hier wieder einige Schwierigkeiten gemacht haben, werde ich bei der Besprechung des letzten Bandes nähe reingehen.

Der zweite Band von M.s großem Werk schließt sich dem ersten würdig an, und er bietet noch mehr Material als jener zur Kenntnis des Lebens und der Geschichte der arabischen Beduinen.

Dumreicher, André von: **Fahrten, Pfadfinder und Beduinen in den Wüsten Ägyptens.** München: Drei Masken Verlag A.-G. 1931. (244 S., 31 Abb.) gr. 8°. RM 10 —; geb. 12 —. Bespr. von M. Meyerhof, Kairo.

Oberst A. von Dumreicher, ein Württemberger, welcher fast zwei Jahrzehnte im Dienste der ägyptischen Regierung Grenzwach- und Polizeidienst getan hat, von 1905 bis zum Kriege als Direktor der gesammten Wüstenbezirke, welche das Niltal umgeben, plaudert hier frisch und humorvoll aus seinen Erinnerungen. Nach einer Schilderung der Wüstengebiete selbst gibt er in zwangloser Folge Berichte über die Beduinen, ihre Rechtsbegriffe und deren Anwendung, über Fährten und Fährtenleser, über Kämpfe mit Schmugglern und Kameldieben, über das Kamel und seine Behandlung. Von einigen seiner meist hamitisch-beduinischen Kundschafter bringt er interessante Skizzen aus ihrem Leben, wobei der Leser in die Geheimnisse der Blutrache und des Fährtenlesens eingeweiht wird. Den Wüstenbewohnern und ihrem Freiheitssinn hat der Verfasser stets mit Verständnis, ja einer Liebe gegenübergestanden, welche ihm zuweilen berufliche Konflikte eingetragen hat. Der Orientalist wird allerhand aus dem Buche lernen können; doch ist die durchweg falsche Schreibung der Eigennamen (Ashmin statt Achmīm, Soloun statt Sullūm, Shaggieh statt Shaiqīja u. a. m.) bedauerlich. Ebenso auch die Nachlässigkeit in der Diktion und Korrektur (Jaguar in der libyschen Wüste (!) statt Leopard, Lanvers statt Lawrence usw.). Mit dem Kriegsausbruch nahm die Tätigkeit des Verf. ein jähes Ende; er lebt heute wieder in Alexandrien, ist aber in seinem alten Dienst nicht wieder verwendet worden. (Ref. fügt aus persönlicher Kenntnis der Dinge hinzu, daß das Brachliegen eines so glänzenden Kenners der etwa eine Million Quadratkilometer umfassenden Wüsten Ägyptens, eines Mannes, der als tapferer, gerechter und humorbegabter Offizier die Achtung und Liebe seiner Kameraden und Untergebenen genossen hat, im höchsten Maße bedauerlich ist.)

Wehrli, Leo: **Marokko von Marrakech bis Fès.** Das aus der Kultur des Mittelalters erwachende Maurenland. Mit 40 mehrfarb. und schwarzen Bild. nach photogr. Aufn. d. Verf., 1 Karte, Kurvendarstellung der Niederschlagshöhen und 3 Notenskizzen. Zürich: Rascher & Cie 1930. (XV, 191 S.) 8°. RM 9.50. Bespr. von Edgar Pröbster, Neustadt a. Orla.

Der Verf. hat Marokko im April 1925 besucht und über seine Reiseeindrücke in der Zürcher Volkshochschule Vorträge gehalten, deren nachträgliche Niederschrift das vorliegende Buch ist. Es zeigt ihn als guten Beobachter und frisch und anschaulich erzählenden Reiseberichterstatter, der sich für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes interessiert und von Bewunderung für die zivilisatorischen Leistungen Frankreichs erfüllt ist. Aber er steht der eingeborenen Welt fremd und verständnislos gegenüber. Vom Heiligenkult hat er so gut wie nichts bemerkt. In die vielgestaltigen Probleme der Eingeborenenfrage ist er nicht eingedrungen. Seine Angaben über den Islam, über die marokkanische Geschichte und selbst über die französische Eroberung und die jüngste Vergangenheit weisen reichlich viel Irrtümer auf, die manchmal der unfreiwilligen Komik nicht entbehren. So wird S. 50 der Wazīr Bā Aḥmed als „scherifischer Prinz" bezeichnet. S. 85 wird von der französischen Generalresidentur in Rabat gesagt: „Sie war anfänglich in den provisorischen Holzhütten untergebracht, die vor dem Weltkrieg die deutsche Gesandtschaft bewohnte". Nach S. 91 ist „der französische Generalresident einziger Vertreter aller fremden Interessen beim Sultan". Nach S. 138 soll der franko-marokkanische Protektoratsvertrag im Bardo(!) zu Fes unterzeichnet worden sein. S. 139 wird O. Artbauer, der, soviel ich weiß, nie in Fes war, als Kronzeuge dafür angeführt, daß die scherifische Hauptstadt noch vor 20 Jahren ein entsetzlicher Morast gewesen sei.

Die zahlreichen, z. T. farbigen Bildbeigaben, mit denen das Buch ausgestattet ist, sind meist wohlgelungen.

Turkologie, Kaukasus, Innerasien.

Rühl, Ph.: **Türkische Sprachproben.** Übungsbuch für den Unterricht im Neutürkischen. (Mit grammatischer und orthographischer Einführung und Wörterverzeichnissen.) Heidelberg: Julius Groos 1930. (87 S.) kl. 8°. RM 2.50. Bespr. von Herbert W. Duda, Stambul.

Durch die Einführung der Lateinschrift in der Türkei ergab sich die Notwendigkeit, besonders für die, die das Osmanisch-Türkische weniger für wissenschaftliche als für praktische Zwecke erlernen wollten, Hilfsbücher wie Grammatiken, Lese- und Wörterbücher in der neuen Schrift zu schaffen. Während ein größeres

türkisch-deutsches Wörterbuch hier eben durch den Druck geführt wird, liegen für deutsche Interessenten bereits folgende zwei Hilfsbücher fertig vor: 1. Ludner-Preußer, Grammatisches Lehr- und Übungsbuch der türkischen Sprache für Deutsche[1], worüber an dieser Stelle noch zu berichten sein wird, und 2. das uns hier zur Besprechung vorliegende Buch von Ph. Rühl.

Dieses sauber gearbeitete Buch zerfällt in drei Teile. Auf den Seiten 5—36 wird ein kurzer, vielleicht allzu kurzer Abriß der Laut-, Schrift- und Formenlehre geboten. Dann folgen (S. 37—57) 19 Lesestücke (davon zwei Gedichte), die sämtlich dem einheimischen Schrifttum entnommen[2], sowohl inhaltlich als auch sprachlich immer interessanten Lesestoff bringen. Die Seiten 58 bis Schluß umfassen das nach Lesestücken geordnete Wörterverzeichnis, worin auch syntaktische Bemerkungen aufgenommen wurden, so daß man also auf Grund der grammatikalischen Einleitung und dieses Wörterverzeichnisses zum Verständnis der Lesestücke gelangen kann. Neben der etwas breiteren Darstellung im grammatischen Teil hätte man wohl auch eine Erweiterung des Lesestoffes durch einige politische und wirtschaftliche Zeitungsartikel gern gesehen. Die Lehrerfahrungen werden ferner noch zeigen müssen, ob man auf einen kurzen Abschnitt über die alte Schrift und über das Wichtigste aus der arabischen und persischen Formenlehre in dergleichen Lehrbüchern überhaupt verzichten können wird. Für den das Türkische als Muttersprache sprechenden Türken liegen, wenigstens heute noch, die Verhältnisse anders als für den Ausländer; ich denke dabei besonders an die türkischerseits aufgestellte Regel von der stimmlosen Endkonsonanz[3] und an die Behandlung von auslautendem ʿ Ain und Hemze beim Hinzutritt von Formantien.

Während alle in der Türkei gedruckten Schriften von Druckfehlern wimmeln, sind mir im Werke Rühl's so gut wie keine nennenswerten Druckfehler aufgefallen, was die gewissenhafte Arbeit des Herausgebers und Verfassers beweist. So kann also dieses kleine Hilfsbuch besonders wegen des darin enthaltenen und leicht zugänglich gemachten Lesestoffs bestens empfohlen werden.

An Kleinigkeiten habe ich mir folgendes notiert: S. 8: Der Apostroph wird auch zur graphischen Abhebung der Formantia bei Eigennamen benützt. S. 10: -se + de mit „obwohl" zu übersetzen, ist zu speziell. Bei der Desinentialpostposition -ce, vom Verfasser hier als „Verhältniswort -ce" bezeichnet, wäre auch das Beispiel „her kesçe malûm" anzuführen gewesen. S. 16: Für den Laien ist „stimmhaft" und „stimmlos" wohl ebenso verständlich wie „weich" und „hart". Bei dem zur Endkonsonanz Gesagten stimme ich dem „tatsächlich" des Verfassers nicht zu (s. o.). S. 18: Der Akzent bei geleyim mi liegt auf dem zweiten e: geléyim mi. S. 19: Darülbedayı heißt nicht Konservatorium (letzteres Darülelhan oder neu Konservatuvar!), sondern ist wohl am besten mit „Théâtre des Nouveautés" zu übersetzen und ist der offizielle Name des Stambuler städtischen Theaters. S. 20 verwundert das plötzliche Auftauchen des hier unkorrekt gebrauchten grammatikalischen Terminus edat. Das Wort zade wird in der Regel mit dem vorhergehenden Namen graphisch verbunden. S. 23: Der Terminus „Possessivverbindung" für richtig „Genetivkonstruktion". S. 25: Die apokopierten Formen von idim, imişim, isem u. s. f. hätten angeführt werden sollen. S. 26: Auf den Akzentwechsel bei der Negation wäre aufmerksam zu machen. görüyorum mit „ich sehe soeben" zu übersetzen, ist zu speziell. S. 27: Die futurische Bedeutung des Präs. II hätte erwähnt werden können, ebenso wäre die Beibringung eines Beispieles mit dem Aorist-Thema auf -ar- erwünscht gewesen. S. 31: Die 3. pers. sing. und plur. des Optativ-Subjunktiv ist antiquiert! S. 32 fehlt die Bezeichnung des Akzents bei der Negation. S. 36 fehlen bei den Beispielen der Zeitangabe die bei der adverbiellen Bestimmung im Aussagesatz gebrauchten Formen kala, geçe. — Im Wörterverzeichnis vermißt man zu Nr. 8 tınmak, zu Nr. 11 nedense, önce, zu Nr. 12 sefertası. Nr. 13: makine bedeutet neben „Maschine" natürlich auch „Apparat".

Rucker, Ignaz: **Ephesinische Konzilsakten in armenisch-georgischer Überlieferung.** München: Verlag d. Bayer. Akad. d. Wiss., in Komm. R. Oldenbourg, München 1930. (112 S.) gr. 8°. = Sitzungsberichte der Bayer. Akademie d. Wiss., Philos.-histor. Abt., Jg. 1930, H. 3. RM 7—. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

Der Titel dieser sehr verdienstvollen Arbeit ist etwas irreführend. Wir finden darin nicht armenische und georgische Textauszüge, wie man zunächst erwarten könnte, sondern eine Art Überblick über die ganze, auch die orientalische Textgeschichte der Akten des Konzils von Ephesos 431. Es ist also eine Weiterführung und Ergänzung der diesbezüglichen Arbeiten von Eduard Schwartz, der dem schon auf anderen nahegelegenen Gebieten tätigen Verf.[1] auch die Anregung zu diesen Untersuchungen gegeben haben dürfte.

R. gibt — in ungemein knapp zusammenfassender Form — zunächst eine Übersicht der Quellen und Ausgaben (S. 5ff.), berichtet dann über die Hss. im allgemeinen (9—34, mit einem

---

1) Stambul 1930 (230 S.) 8°. Verlag „Universum" Beyoğlu Tekke caddesi 585—587. Preis kart. 160 kuruş.

2) Nos. 3, 12—14, 16—19 aus dem „Şehir kiraatî", Nos. 1, 2, 4—9, aus Falih Rıfkı und Celâl Sahir, Yeni kitap, Nr. 15 aus Ahmet İhsan, Matbuat hatıralarım (Serveti Fünun Nr. 1679/205) und Nos. 10 und 11 aus der Ztg. Cumhuriyet.

3) Vgl. OLZ 33, Sp. 410.

1) J. Rucker, Cyrillus von Alexandrien und Timotheus Aelurus in der alten armenischen Christenheit, in Monumenta armenologica, Handes amsorya 41, 1927, 699—714.

Nachwort 106—112), und zwar über die griechischen Hss., geordnet nach den Typen der Überlieferung (10—21), sodann über die lateinischen (21—24) und orientalischen Übersetzungen (24 bis 34).

Den Kern der Arbeit (34—105) aber bildet die eingehende Untersuchung der „armenisch-georgischen" Sammlung. Es handelt sich um georgische Konzilsakten, die 1776 aus dem Armenischen übersetzt sind (in zwei Hss. von 1776 und 1778). Nach den Angaben von Žordania[1], zwei Abhandlungen von Prof. Korneli Kekelidse[2] und brieflichen Mitteilungen dieses Gelehrten hat sich R. der Mühe unterzogen, den Inhalt dieses georgischen Corpus Ephesenum nach der Anordnung der Hs. Nr. 266 wiederzugeben. Das Ergebnis hat er auch S. 100—105 in einer Tabelle übersichtlich zusammengestellt.

Die Anordnung findet sich in keiner der lateinisch-griechischen Sammlungen (S. 31). „Der Text folgt aller Wahrscheinlichkeit nach mehr der monophysitischen Version AR als der chalcedonensischen M(P)V oder der byzantinischen (W) und reicht in die Zeit der dogmatischen Korrektur oder vielleicht richtiger gesagt, der stilistischen Nivellierung der Collectio S nicht mehr herab" (S. 32). Zu diesem Ergebnis kommt R. auf Grund der ihm von Kekelidse mitgeteilten Textproben (Nestoriusstellen und Väterzitate, cf. S. 60).

Die armenische Vorlage dieser georgischen Sammlung wäre nach R. S. 31 noch in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts entstanden, nach S. 99 zwischen der Mitte des 5. und des 6. Jahrhunderts übersetzt worden. Auf jeden Fall weist sie (auch schon nach der georgischen Übersetzung zu schließen) Kennzeichen hohen Alters auf (S. 30, 88).

Es wäre müßig, über diese Dinge abschließend urteilen zu wollen, bevor nicht nur die georgische Übersetzung, sondern auch ihre armenische Quelle vorliegt. R. erhofft S. 29 f. eine Bearbeitung des armenischen Materials und stellt S. 56 diese schon etwas bestimmter in Aussicht, vielleicht nach Mitteilungen, die er erhalten hat. Ähnliches gilt vielleicht von den georgischen Texten (S. 56).

So genügt es, vorläufig darauf hinzuweisen, daß nach der unverdächtigen Angabe des Koriun[3] die von dem Patriarchen Sahak und von Maštʿoç ausgesandten Übersetzer aus Konstantinopel[1] unter anderem auch die Kanones von Nikaia und Ephesos mitbrachten. Damit sind doch wohl die ganzen Konzilsakten gemeint; nach dem Wortlaute scheint es sich dabei um die griechischen Originale zu handeln. Von den Armeniern, die sich ja den Bestimmungen des Konzils von 431 unterwarfen[2], wäre dieses Material dann erst später, in der von R. angedeuteten Zeit nach dem Konzile von Chalkedon, übersetzt worden.

Ob der Tomos Leonis, also der Auftakt zum Konzil 451, auch aus dem Armenischen ins Georgische übersetzt worden ist, läßt sich nach den Angaben bei R. S. 98 nicht entscheiden. Jedenfalls steht er nicht mehr in der fraglichen Hs., sondern in mehreren anderen Hss. (auch mehreren Übersetzungen). Es wäre interessant und auch für die zeitliche Ansetzung des armenischen Textes bedeutsam, festzustellen, ob dieses Stück auch auf eine armenische Fassung zurückgeht bzw. ob die armenischen Hss. den Tomos Leonis usw. enthalten. Durch all dies wird auch die Geschichte der kirchlichen Beziehungen zwischen Armenien und Georgien bis zur Trennung[3] wichtige Aufschlüsse erfahren.

R.s Arbeit regt durch die Fülle ihres Inhaltes zu weiteren Ausblicken an. Es ist zu wünschen, daß auch er selbst damit fortfahren kann[4]. Nach seinen Vorarbeiten wird er hoffentlich auch die weniger bekannte georgische kirchliche Übersetzungsliteratur für die Kirchen- und Dogmengeschichte erschließen helfen.

Smolik, Julius: Die timuridischen Baudenkmäler in Samarkand aus der Zeit Tamerlans. Wien: Krystall-Verlag 1929. (47 S., 96 Abb. auf Taf.) 4°. RM 15 —. Bespr. von E. Diez, Cleveland/USA.

Das Buch ist das Resultat nützlich verwendeter unfreiwilliger Mußestunden eines kriegsgefangenen österreichischen Architekten in Turkestan und muß

1) T. Žordania, Beschr. d. Hss. des Tifliser Mus. d. kirchl. Altertümer (russ.) I. (Tiflis 1900) 271/2 Nr. 266. II., 1901, 114, Nr. 618. R. schreibt den Namen aus typographischen Rücksichten mit Sch.

2) K. Kekelidse, Auteurs étrangers dans l'ancienne littérature géorgienne, Moambe-Bulletin de l'université de Tiflis 8, 1927, 100—202; cf. ibd. 9, 1928, 187—198. S. G. Peradse, Oriens Christianus 1930, 109 ff.

3) Koriun, Biographie des hl. Mesrop (Maštʿoç), Vened. 1894, S. 33 oben, Z. 17—19 (größere Redaktion); S. 33 unten Z. 14—16 (kleinere Redaktion).

1) Auch R. hält Konstantinopel für die Heimat der griechischen Sammlung, deren armenische Übersetzung nach griechischen Texten des Akoimetenklosters entstanden sein könnte (S. 98 f.). Hängt der Beiname *Ակուաց*, den Maštʿoç vom Kaiser Theodosios II. erhielt (Koriun S. 27 oben, Z. 10 ed. Ven. 1894), vielleicht mit dem Namen dieses Klosters zusammen? ? Hübschmann, Arm. Gr. 339 hat das Wort ganz unbefangen mit gr. ἀκοίμητος geglichen. Die kleinere Redaktion (S. 27 unten, Z. 11) hat statt dessen den Beinamen *եկեղեսիկաբիկոս*.

2) Cf. Koriun S. 40 oben, Z. 16 ff., unten Z. 16 ff., wo die kleinere Redaktion statt des verstümmelten *Թէոդիոս* der größeren richtig *Թէոդորոս* (Theodoros von Mopsuhestia), daneben auch Paulos von Samosata erwähnt und die Häresie des Nestorios ausdrücklich als vom Konzil von Ephesos verurteilt nennt. Cf. zum Ganzen noch P. Peeters, Recherches de science religieuse 18, 1928, 193 ff. Rev. des étud. armén. 9, 1929, 209 ff.

3) Das für die Geschichte dieser Abkehr der Georgier von den Armeniern (574—610) so wichtige Werk von P. N. Akinian, Kyrion Katholikos der Iberer (arm.), Wien 1910 = *Ազգային Մատենադարան* Bd. 60 erwähnt R. S. 98 nicht.

4) Wünschenswert ist, daß gewisse Härten, zumal in der Umschrift der Namen, verschwinden. Cf. z. B. S. 57, Z. 11 v. u. „Akak" (!), in der nächsten Zeile „Acacius", um nur ein Beispiel zu nennen.

als solches beurteilt werden. Da der Verf. keinen photographischen Apparat besaß, war er auf die Anfertigung von Bleistift- und Aquarellskizzen und Plänen angewiesen. Auch damit hätte der Verf. mit entsprechender archäologischer Vorbildung wissenschaftlich Wertvolles leisten können durch farbentreue genaue Detailwiedergaben der ältesten Fliesentypen in Samarkand, durch die Aufstellung einer Entwicklungsreihe des Fliesen- und Reliefdekors seit dem 14. Jh., durch die noch ausstehenden Proportionsstudien der Fassadengliederungen, durch eine möglichst exakte historische Topographie der über Samarkand und andere Plätze zerstreuten Ruinen. Man soll jedoch von einem Kriegsgefangenen, dessen Bewegungsfreiheit gehemmt war, nicht mehr verlangen als vielleicht in seinen Kräften stand. Der Text gibt Beschreibungen der Medrese Bibi Khanum, der Gräberstadt Shâh Zinde und des Gûr-Emîr. Die Irrungen und Wirrungen beginnen schon mit dem Titel, da die beschriebenen Bauten nur zum kleineren Teil aus der Zeit Tamerlans stammen (Timurs Mausoleum z. B. wurde erst von einem Enkel des Eroberers zwischen 1490—1504 A. D. erbaut). Der Text wimmelt von Irrtümern, Verwechslungen und schmerzenden Fehlschreibungen der arabischen und türkischen Namen und Sachen. Immerhin wird der leider zu stark verkleinerte Plan von Shâh Zinde und die Beschreibung der Bauten vielleicht manchem künftigen Archäologen, der fern vom Platz sich ein Bild machen will, als vorsichtig gebrauchtes Vergleichsmaterial zu schon existierenden älteren Beschreibungen von Nutzen sein können.

Südasien.

Meyer, Johann Jakob: **Über das Wesen der altindischen Rechtsschriften und ihr Verhältnis zu einander und zu Kauṭilya.** Leipzig: Otto Harrassowitz 1927. (IX, 440 S.) gr. 8°. RM 20 —. Bespr. von O. Stein, Prag.

Kein Leser kann schärfere Worte finden als der Autor dieses umfangreichsten Buches über altindische Rechtsliteratur, kein Rezensent sich der Billigkeit seiner nur zu sehr gerechtfertigten Forderung entziehen, wenn M. (Vorrede S. VII) sagt: „Eins darf ich auf jeden Fall mit voller Zuversicht verlangen: man werfe nicht das mühselig analytisch von mir Bewiesene in einen Topf mit dem kombinatorisch aus meinen Nachweisen Erschlossenen und dann beides zusammen zum Fenster hinaus. Freilich bedarf es schon ein Stück ehrlicher, vorurteilsloser Mitarbeit, den Ergebnissen beider Arten gerecht zu werden". Die Rechtsschriften Altindiens, die nahezu ausschließliche Quelle für die Erkenntnis des Rechtslebens in ziviler und strafrechtlicher Hinsicht, sind eine Literatur sui generis. Wiewohl besondere Leitfäden das religiöse und rituelle Verhalten regeln, schließen auch die auf den *dharma* bezüglichen Schriften einen Moralkodex ein, der von der Geburt bis zum Tode reicht. Aus dieser Eigenschaft leitet M. seine Ansicht ab, daß die Lehrbücher des *dharma* die Aufgabe haben, den *ācāra*, d. h. das Verhalten der im rituell-magischen Sinne Reinen zu lehren. Die *dharmaśāstra* sind daher nicht allein Rechtsbücher, sondern Zauberbücher, wobei Zauber in dem Sinne verstanden werden muß, magische Einflüsse vom Menschen, oder genauer: vom Brahmanen fernzuhalten; also müßte sie M. eigentlich apotropäische Lehrbücher nennen. Nun damit wird kein Indologe einverstanden sein, das gilt, wenn man zustimmen wollte, höchstens für einige Vorschriften, aber auf keinen Fall für ein ganzes Lehrbuch des *dharma*, noch weniger für die ganze Literatur des *dharma*. M. gibt selbst (S. 16) zu, daß manchen Anstandsregeln kein Aberglaube zugrunde liege; die Ausmaße dieser nichtmagischen Vorschriften dürften größere sein, sie sind aus der sozialen Ordnung, der Ungleichheit der Gesellschaft infolge der kastenmäßigen Gliederung geflossen und durch die Gefahr der Vermischung mit fremdrassischen Elementen zu erklären. Die Begriffsbestimmung im angegebenen Sinne der Rechtsliteratur erweist sich als um so enger, in je jüngere Schichten man herabsteigt, und als um so unrichtiger, je weiter gespannt das behandelte Thema im einzelnen *śāstra* ist. Erbteilung und Königsrecht, Gerichtsverfahren und Strafrecht, Werkvertrag und Handelsrecht haben mit Magie nichts zu tun, ihnen allen eignet aber etwas anderes: das ganze indische Recht ist durchzogen von der Differenzierung der Gesellschaft, vor dem Gesetze sind nicht alle gleich, ist der indische Grundsatz, daher hat das Recht nicht das Gesetz, sondern die soziale Ordnung zu wahren. Der Begriff des Gesetzes geht Indien überhaupt ab, *dharma* hängt ja nicht mit *dhā*, sondern mit *dhṛ* zusammen, das heißt „erhalten, wahren".

Sieht man von dieser einen grundsätzlichen Einstellung M.s ab, so bietet sein Buch eine der tiefschürfendsten Untersuchungen über die Komposition der wichtigsten Rechtsschriften. Das Vorhandensein eines weltlichen Rechts vor dem geistlichen läßt sich nur nicht erweisen; die Erörterung über diese Frage muß notwendigerweise in die Irre gehen, da mit der Existenz einer Gesellschaft und eines Gemeinwesens ein weltliches Recht, d. h. die Regelung der Verhaltungsweisen der Einzelwesen, gegeben ist; richtig ist höchstens, daß die literarisch befähigten Kreise, bei den Indern wie bei allen Völkern in erster Reihe die Intelligenzschicht der Priester, die Zusammenfassung der bestehenden oder überlieferten Rechtsverhältnisse, unter Voranstellung ihrer Ansprüche, unter Betonung des moralisch-religiösen Lebens, natürlich untermischt mit magischen Gedankengängen, vorgenommen haben. Ob sich das in früher Zeit schon auf schriftlichem Wege vollzogen hat, darüber kann die Literatur selbst der ältesten Epochen nicht entscheidend Auskunft geben. Denn wenn M. (S. 34) aus einer Stelle der Chând.-Up., II 23, 3, auf das indische System der Ms.-Heftung und damit die Existenz der Schrift vor 800 v. Chr. schließen will, so ist Prämisse und Schluß höchst anfechtbar. Weder ist mit ausschließender Sicherheit die Benützung der Blätter gewisser Palmenarten als ältestes Schreibmaterial erwiesen, noch besagt die angezogene Stelle das von M. Behauptete; die Parallelität von *vāk* und *parṇāni* deutet darauf, daß es sich um einen Kollektivbegriff handelt; wie alles Reden vom mystischen Laute Oṃ durchzogen, durch ihn verknüpft ist, so sind alle Blätter durch den *śaṅku*, die Blattrippe, durchzogen. Das kann sich nicht auf „Bücher" beziehen, da nicht alle Blätter zu „Büchern" verwendet wurden; endlich ist weder das Alter der Upaniṣad noch jenes dieser Stelle irgendwie vor 800 v. Chr. bestimmt.

In den Rechtsschriften sieht M. nicht Lehrbücher von Schulen, sondern von Autoren; vier Fragen sind für die Bestimmung eines jeden Werkes zu stellen: 1. die Frage nach der geistigen Eigenart, 2. nach der sprachlichen und metrischen Seite, 3. nach der Abhängigkeit und 4. nach besonderen und fixierbaren Rechts- und Gesellschaftserscheinungen bei dem einzelnen Autor. Diese stark sub-

jektive Auswahl der Gesichtspunkte, nach denen die Untersuchung vor sich geht, entspricht durchaus dem künstlerischen Wesen des Verf.; seine betont persönliche Auffassung des Problems steigert sich manchmal zu einem dichterisch-visionären Gebilde, etwa wie bei der Schilderung der äußeren Gestalt des Viṣṇu (S. 195). Und hier hat der Rezensent wohl zu unterscheiden, was der impressionistische Schriftsteller M. sagt, von dem, was der Indologe M. in tief angelegter Stiluntersuchung objektiv feststellt. Hauptsächlich ist es Yājñavalkya, Viṣṇu, Gautama und Nārada, daneben Manu und so ziemlich alle anderen Dharmawerke, die in den Kreis dieser gegenseitigen Konfrontation gezogen werden. Sie ergibt nach M., daß Nārada der am meisten veränderte von allen Smṛtitexten ist, Nārada ist älter als Manu, nur ist seine heutige Gestalt voll von Interpolationen. Arg zerzaust wird die Yājñavalkyasmṛti, von der kaum etwas übrig bleibt als altes, eigenes Gut des Verfassers derselben, außer seiner metrischen Formulierungskunst. „Y. enthält nicht einen Çloka, der so, wie er in Y. steht, sonst irgendwo vor ihm da wäre", d. h. Yājñavalkya hat die bestehende Literatur über *dharma* und *artha* ausgebeutet und daraus ein metrisches Flickwerk gemacht. Auf letzterem Gebiete, dem *arthaśāstra*, hat er sich besonders an das Kauṭilīya angeschlossen, doch glaubt M., daß ihm dieses Lehrbuch in einer besseren Form vorgelegen habe. Jung ist auch Viṣṇu, der aus Manu geschöpft hat, wenn es auch ein weniger verderbter Text war als der heute erhaltene; nicht Vasiṣṭha hat aus Viṣṇu seine Weisheit geholt, sondern umgekehrt, auch aus Y. hat er Verse bezogen, er ist ein „elender Skribent". Der späte Y. geht dem Gautama trotzdem noch um viele Jahrhunderte voraus, ist ein individuellster Schriftsteller, der aber noch jünger als Viṣṇu ist. Auf eine positivere Zeitbestimmung stößt man durch die Annahme (S. 325f.), daß sich das Zitat Gautamas im Kāmas.-Komm. Yašodhara zu II 6, 13, 33 auf einen anderen Text der Smṛti beziehen muß, da die zitierte Stelle im heutigen Sūtra nicht vorkommt; Yašodhara lebte nicht vor Bhāravi, wenn auch nicht später, Bhāravis Lebenszeit liegt spätestens um 600 n. Chr., somit wäre Gautama recht jung. — Kürzer behandelt ist das Mānavadharmašāstra, das gleichfalls, wie Y., Viṣṇu und Gautama, als Kompilation erklärt wird. Die wichtigste Smṛti ist im 3. und 4. Buch des Kauṭilīya vorhanden, die das weltliche Recht am reinsten, nicht vermischt mit dem brahmanisch-geistlichen, überliefert; freilich hat auch Kauṭilya aus weltlichen und geistlichen Quellen geschöpft. Das weltliche Recht sei hauptsächlich unter den Vaišya entstanden, seine Fassung war ursprünglich metrisch, von den Epigonen, den brahmanischen Sūtrakāra, wurden die Verse in Prosa aufgelöst, manchmal haften aber diesen Sūtra noch metrische Überreste an. Das sind ketzerische Lehren, die der bisher geltenden Aufeinanderfolge von *sūtra* und *šāstra* entgegengesetzt sind. Ich glaube, M. hat sein Thema doch zu sehr unter dem Gesichtswinkel der Rechtsliteratur ins Auge gefaßt, ohne auf die übrige Sūtra-Literatur gebührende Rücksicht zu nehmen; auch muß die Sprache der Sūtra an eine ältere Periode herangerückt werden, als es metrische Texte zuließen; und wie leicht ergibt sich, ohne Willen des Autors, bei der freien Rhythmik der altindischen Metrik ein Versteil!

Nur in wenigen Sätzen ist die Fülle der Gedanken, die von einer Überfülle von Zitaten aus indischen Schriften begleitet werden, angedeutet worden. M. beschäftigt sich jedoch noch im Zusammenhang mit seiner Ansicht vom zauberischen Charakter der Rechtsliteratur mit den Brahmanen, den Kompilatoren dieser Literatur. Ihre schamanenhaften Vorgänger sieht er in den *vrātya*, brahmanischen Landstreichern, die ihre eigenen Satzungen hatten, die als Freibeuter des Lebens sich einem Wander- und Bettlerleben hingaben, unter dem Einfluß ihres schamanenhaften Auftretens und Gebarens Genüsse auf Kosten der anderen sich zu verschaffen wußten. „Der Waldsiedler und der Wandermönch sind die idealisierte Fortsetzung, sind die zum geistigen Adel emporgestiegenen Söhne des *vrātya*, des in Trupps umhervagierenden Urbrahmanen" (S. 350). Die wie in einer wissenschaftlich umgeformten Schau gesehenen Bilder des brahmanischen Altertums bergen so viele geistvolle Einzelheiten, daß sie höchstens erwähnt, nicht kritisch betrachtet werden könnten. So sei nur auf die Erklärung des Atharvaveda als eigentlichen Veda der Brahmanen hingewiesen (S. 353), auf den Unterschied zwischen den Licht- und Himmelsgöttern des Ṛgveda als Gottheiten des Kriegeradels, während Agni ursprünglich das Lagerfeuer der „Landfahrerbande", der *vrātya*, war.

Ein Nachwort (S. 357—414) knüpft an die Grundeinstellung vom Zauberhaften in der Rechtsliteratur an und behandelt unter diesem Gesichtspunkt Gebräuche und Riten, wie den Namenzauber, Tod, Geschlechtsleben; auch hier fehlen die weitgehenden Schlüsse nicht, wie jene über Varuṇa als Gottheit der Nacht und des Mondes. Die Entwicklung der indischen Religion, wie sie gewöhnlich angenommen wird, führt nach M. zu unrichtigen Ansichten, vielmehr besteht ein buntes Nebeneinander, eine gleichzeitige Mehrheit von Bildungskreisen oder -gruppen. Im zweiten Teil des Nachwortes wendet sich der Verf. den Beziehungen zwischen dem Kauṭilīya Arthašāstra und Vātsyāyanas Kāmasūtra zu; beide sind Werke von Kompilatoren, letzteres vom ersteren beeinflußt.

Der Reichtum des M.schen Buches, an dessen freier Diktion, gewürzt mit Zitaten und zeitgeschichtlichen wie literarischen Bemerkungen, der Leser eine Entschädigung finden mag für die kapitellose Disposition, ist so groß, daß eine unparteiische Einstellung, wie sie der Autor nicht nur fordert, sondern auch verdient, sich zur Widerlegung seiner Ansichten mit dem Werke in Einzeluntersuchung auseinanderzusetzen haben wird. Davon kann hier keine Rede sein. Wie immer man sich auch dann zu M.s Forschungen verhalten mag, kein Indologe kann an diesem Werke vorübergehen, wenn er sich ernstlich mit den Fragen des indischen Rechtslebens, der Geschichte der Rechtsliteratur und ihrer textlichen Analyse beschäftigen will.

Losch, Priv.-Doz. Dr. Hans: **Die Yājñavalkyasmṛti.** Ein Beitrag zur Quellenkunde des indischen Rechts. Leipzig: Otto Harrassowitz 1927. (LX, 132 S.) gr. 8°. RM 14 —. Bespr. von O. Stein, Prag.

Die Anzeige dieses Buches kommt reichlich spät, da sich unterdessen daran eine Gegenschrift[1] angeschlossen hat, die bereits in dieser Monatsschrift[2] eine Kritik vom Verfasser des hier zu besprechenden Buches erfahren hat. In der Einleitung stellt L. die Grundlagen fest, die ihn bei der Rekonstruktion des älteren Yājñavalkyatextes geleitet

1) J. J. Meyer, Gesetzbuch und Purāṇa, Indische Forschungen 7, 1929.
2) 1930, 796ff.

haben: die bisherigen Datierungen des Y. rechneten mit einem Text, wie er heute vorliegt, ohne diesen selbst auf seine Einheitlichkeit zu untersuchen. Eine Analyse ergibt nun, daß im 1. Buche die Abschnitte Vināyaka- und Grahašānti, die sich auch im Garuḍapurāṇa finden, wegen zweier Kapitel (164 und 266), die das Agnipurāṇa mit Y. gemein hat, aus einer anderen Quelle geflossen sind als im Garuḍap. Völlig weggefallen sind in letzterem Purāṇa die Ausführungen über das Königsrecht, die in Y. I, 308—367 einnehmen; hier soll es sich um die versifizierte Behandlung der entsprechenden Materie aus dem Arthašāstra handeln, die dem ursprünglichen Y. fern lag. Eine ältere Version bietet das Garuḍap. bezüglich der physiologisch-philosophischen Partien des 3. Buches des Y., 60—205, auch v. 329ff. stelle sich als jüngerer Zusatz dar. Das ganze 2. Buch, das sich nur im Agnip. finde, sei eine jüngere Fassung als die im Purāṇa. Als mutmaßliche Zeit des jetzigen Y. kommt auf Grund philosophischer Termini und metrischer Eigentümlichkeiten die Zeit vor 300 n. Chr. nicht in Betracht, aber nur durch einen Vergleich der Y.-smṛti mit den Dharma- und Gṛhyasūtra, durch eine Untersuchung der formalen Seite, des Metrums usw., kann die Datierungsfrage einer Lösung zugeführt werden.

Jacobi, Hermann: **Buddhas und Mahāvīras Nirvāṇa und die politische Entwicklung Magadhas zu jener Zeit.** Berlin: Akad. d. Wiss., in Komm. b. W. de Gruyter & Co. 1930. (14 S.) 4°. = Sonderausgabe a. d. Sitzungsberichten d. Preuß. Akademie d. Wiss., Phil.-Hist. Klasse 1930, XXVI. RM 1 —. Bespr. von W. Schubring, Hamburg.

Der verehrte Meister legt seiner Untersuchung die Jahre 484 und 477 als Sterbejahre Buddhas und Mahāvīras zugrunde. Sie ergeben sich, wenn man die Thronbesteigung Candraguptas ins Jahr 322 setzt und die südbuddhistische Tradition von 162 Jahren, die altjinistische von 155 Jahren hierauf anwendet. Nun soll aber nach dem Pāli-Kanon Buddha den Mahāvīra überlebt haben und die Nachricht von dessen Tod der Anlaß gewesen sein, daß Buddha, um seine Gemeinde vor solchem Zerfall zu bewahren, wie er sich angeblich bei den nun führerlosen Niganṭhas eingestellt hatte, eine Summierung seines eigenen Dharma vornahm bzw. durch Sāriputta vornehmen ließ. Der Glaubwürdigkeit dieser in drei verschiedenen Fassungen mitgeteilten Nachrichten steht außer eben diesen Verschiedenheiten erstens entgegen, daß nach dem Mahāparinibbāna-Sutta Buddha unmittelbar vor seinem Ableben durchaus keine Besorgnis um den Fortbestand seiner Lehre zu haben brauchte, sodann, daß die Jainakirche durch Mahāvīras Tod unerschüttert geblieben ist. Die Buddhisten haben dies Ereignis, das in einer Stadt Pāvā eintrat, irrtümlich in das Pāvā verlegt, in dem Buddha weilte, kurz ehe er starb, woraus sich für sie ergab, daß er Mahāvīra überlebte, und sie haben wohl gern geglaubt, daß die Spaltung in der eigenen Kirche, die die Verfasser ihrer Suttas beobachteten, sich auch bei den Niganṭhas zugetragen hätte.

Daß Māhāvīra erst nach Buddha gestorben ist, lehren, wie Jacobi im zweiten Teil seiner Arbeit zeigt, auch die zeitgeschichtlichen Nachrichten der Jainas, indem sie weiter hinab führen als die der Buddhisten. Denn das Vorhaben Ajātasattus (den die Jainas Kūṇiya oder Koṇiya nennen), die Vajji (Vṛji) zu unterwerfen, wird im Mahāparinibbāna-S. erst geplant, ist aber in der Viyāhapannatti — dies der alte Name für die Bhagavatī — bereits vollzogen. Mahāvīra und sein Jünger Goyama haben, das zeigt u. a. die einleitende Wendung *nāyaṃ eyaṃ arahayā, suyaṃ e. a., vinnāyaṃ e. a.* „Ihr, der Arhat, wißt [ja]" usw., Kūṇiya's Sieg über die Vajji miterlebt. Es ist, wie ich ferner hinzufügen möchte, ein doppelter Bericht (alte Ausgabe 496a. 500b; neue Ausg. 315b. 319a). In dem ersten siegt Kūṇiya mit der Zauberhilfe des Himmelsfürsten Sakka, in dem zweiten außerdem mit der des Camara, eines Fürsten irdischer Götter, beides natürlich ein Lohn seiner bekannten Jaina-Huld. In der angeblich ersten Schlacht zeigt sich das Phänomen, daß jeder Teilnehmer, Tier oder Mensch — auf der Kūṇiya feindlichen Seite, so müssen wir ergänzen — die Berührung mit einem Grashalm, Holz usw. als Anstoß an einen tüchtigen Stein (*mahā-silā*) empfindet, in der zweiten fährt ein Streitwagen ohne Mann und Roß von selbst gegen den Feind und richtet mit einer Schlagwaffe (*musala*) ein Blutbad an. Hoernles (Uvāsagadasāo 2, App. S. 59) Wiedergabe dieser Schlachten, die nach meiner Ansicht in Wahrheit nur eine gewesen sind, da beide Male und mit den gleichen Worten die vollkommene Niederlage der Gegner erzählt wird, ist fehlerhaft, aber seine Erklärung der Wunderdinge durch Katapulte und einen Verwandten des persischen Sichelwagens ist annehmbar, und wir mögen uns Kūṇiya unter anderem auch als einen großen Kriegsingenieur vorstellen.

Die Schlacht war schon entbrannt, ehe er mit diesen technischen Mitteln und unter göttlichem Beistand eingriff. Es ist zu vermuten, daß es bis zu diesem Augenblick nicht gut um seine Sache stand, und dies erfahren wir denn auch aus dem Schlachtbericht in den Nirayāvaliyāo (bei Jacobi Nirayāvalī Sūtra), §§ 27 und 5 in Warrens Ausgabe, 18b und 8b in der Ausgabe der Āgamodaya-Samiti. Denn Kūṇiyas Verbündete, seine Halbbrüder Kāla usw., fallen einer nach dem anderen durch die Pfeile Ceḍagas, der in seinem notgedrungenen Kriegsbündnis mit den Mallai und den Lecchai, der Oberschicht der Vajji, den Befehl führt. Dies ist dieselbe Schlacht wie die im Bericht der Viy., denn ihr Name *rahamusala-saṃgāma* ist beiden Texten gemeinsam. So faßt auch Abhayadeva im Kommentar zur Viy. die Sache auf, wo er nach der Āvaśyaka-Tradition die Vorgeschichte des Krieges im ganzen wie die Niray., aber in Einzelheiten sie übersteigernd und dadurch viel schwächer erzählt. In der Viy. hat diese „Wagenschlacht" ein Nachspiel, welches berichtet, wie ein zum Kriegsdienst einberufener Jaina-Laie aus Vaiśālī sich in ihr verhält. Daß der „Steinschlacht" (*mahāsilā-kaṇṭaga-saṃgāma*) dies fehlt, läßt sie in der Viy. als die zwar verzeichnete, aber nicht voll anerkannte Fassung erscheinen, ebenso wie wir auch sonst beobachten, daß von zwei oder mehr hintereinander gestellten Varianten die letzte gilt. Für den Redaktor der Viy. war jenes moralisierende Nachspiel gewiß an dem ganzen Schlachtbericht die Hauptsache. So ist auch in den Niray.,

wie Jacobi selbst bemerkt, das künftige Schicksal des gefallenen Kāla usw. das leitende Motiv, und ich möchte daher keine Parteinahme für Ceḍaga und gegen Kūṇiya darin sehen, daß des ersteren schließliche Niederlage und des letzteren schließlicher Sieg vor Vaiśālī nicht mehr erzählt wird.

Wir hätten also in Niray. und Viy. zwei Berichte über verschiedene Phasen derselben Schlacht vor uns, was in Jacobis feinen Kombinationen einige geringe Änderungen bezüglich §§ 13, 14, 16 nötig machen dürfte[1]. Ja diese Berichte sind augenscheinlich auch ihrem Ursprung nach eins. Niray. § 2 heißt es (wofür wir auf § 5 verwiesen werden) im Lauf der Erzählung: ... *tae ṇaṃ se Ceḍae rāyā ... Kālaṃ kumāraṃ ... jīviyāo vavarovei.* Nun ist *tae ṇaṃ*, wie man sich vielfach überzeugen kann, die Wendung, welche einen Bericht fortsetzt, und das tut sie auch hier. Es ist deshalb sehr auffällig, daß die Schilderung der Viy. mit ihr beginnt: *tae ṇaṃ se Koṇie rāyā ... evaṃ vayāsī* usw. Das ist ein ganz abrupter Anfang, es bietet sich aber dafür die Erklärung, daß er an *vavarovei* Niray. § 27 bzw. 5 anschließt. Dann gehören beide Stellen zu einer und derselben geschichtlichen Darstellung, die je für den besonderen Zweck beschnitten worden ist. Man könnte einen Widerspruch darin finden, daß Kāla in Niray. anscheinend mit Kūṇiya zusammen (*Kūṇieṇaṃ rannā saddhiṃ*) in den Kampf zieht, der, wie wir sahen, nach der Viy. schon im Gange ist, als Kūṇiya kommt. Aber es wird erlaubt sein, in dem ersten Ausdruck nur den Hinweis auf das Bündnis zwischen beiden zu sehen. Auch Blücher zog mit Wellington in die Schlacht von Belle Alliance, wenn er auch erst nach fünf Stunden erschien, ihr Schicksal zu wenden.

Bodding, P. O.: **Santal Folk Tales.** Vol. III. Oslo: H. Aschehoug & Co., und Leipzig: Otto Harrassowitz 1929. (VI, 411 S.) gr. 8°. = Instituttet for Sammenlignende Kulturforskning. Serie B: Skrifter XIV. RM 27 —. Bespr. von W. Aichele, Hamburg.

Dieser dritte — und offenbar letzte — Band der wundervollen Sammlung von Volkserzählungen der Santals, des bedeutendsten der Muṇḍā-Stämme in Vorderindien, erweitert noch die lebendigen Eindrücke von dem geistigen Besitz dieses kleinen Volkes, die schon die beiden früheren Bände vermittelt haben (vgl. die Besprechung in OLZ 1928, Sp. 895—98).

Bodding teilt die Märchen, die auch in diesem dritten Bande sowohl im Santālī-Text als auch in englischer Übersetzung gegeben sind, in vier Abschnitte: Nr. 68—72 (p. 2—81) handeln von Jugi's (= Skṛt Yogī's), d. h. religiösen Zauberern; Nr. 73—78 (p. 84—107) von den verschiedenen Seelen in menschlichen Körpern (vgl. Nr. 77 p. 104/5: „wir menschlichen Wesen haben also Seelen verschiedener Wesen in uns", z. B. von Rindern, Hunden, Katzen); Nr. 79 und 80 (p. 110—173) von Tieren, die von Menschenfrauen geboren wurden; Nr. 81—93 (p. 176—411) sind Erzählungen verschiedenerlei Inhalts.

Die für das Verständnis von Einzelheiten erforderlichen Erläuterungen gibt B. in den Fußnoten, doch hat er auch in diesem Bande, wie in den beiden früheren, darauf verzichtet, Parallelen zu den in den Märchen behandelten Motiven aufzuzeigen. Hier bietet sich nun für die vergleichende Märchenforschung eine lohnende und reizvolle Aufgabe. Einige wenige Hinweise mögen genügen: Nr. 68 ist eine Variante des über den ganzen Orient — von Nordafrika bis Celebes — verbreiteten Märchens von der Wiedervereinigung der durch das Schicksal getrennten Familienglieder, dem die Forschung besondere Beachtung geschenkt hat, seitdem Bousset („Die Geschichte eines Wiedererkennungsmärchens", Nachr. von der kgl. Ges. der Wiss. zu Göttingen, philol.-hist. Kl. ,1916) in dem mittleren Teil der Placidas-Legende eben dieses Märchenmotiv erkannt hatte. Nr. 70 enthält das Motiv des Verwandlungswettkampfs der beiden Zauberer, vgl. Bolte und Polívka, „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm", II, 68. Nr. 79, die Geschichte von dem Affenjungen, der das Land urbar macht und auf magische Weise Reis erntet, erinnert an die javanische Reis-Mythe. In Nr. 80 kehren einige auch in dem deutschen Märchen „Das Bürle" (vgl. Bolte und Polívka II, 1) enthaltenen Motive wieder.

Schmidlin, Prof. D. Dr. Joseph: **Das gegenwärtige Heidenapostolat im Fernen Osten.** II. Halbband: Die indischen Missionen (Vorder- und Hinterindien mit Indonesien und Philippinen). Münster i. W.: Aschendorff 1929. (160 S., 2 Ktn.) gr. 8°. = Veröffentl. des Internationalen Instituts für Missionswiss. Forsch., Missionswiss. Abhandl. u. Texte, hrsg. von J. Schmidlin, 14. RM 7.75. Bespr. von E. Krebs, Freiburg i. B.

Im ersten Halbband hat der Verfasser den gegenwärtigen Stand der Heidenmission in Japan, China und Korea geschildert (siehe OLZ 1930, S. 822f.). Der zweite Halbband umfaßt Indien, Indonesien und die Philippinen. Stets gibt der Verfasser zuerst einen Einblick in die Eigenart des Landes und der in ihm herrschenden Religionen und geistigen Strömungen, sodann wird kurz die Vorgeschichte der Mission gegeben, es werden die dem Lande eigentümlichen Missionsaufgaben und Methoden besprochen und dann der gegenwärtige Stand der einzelnen Missionsgebiete geschildert. Die internationale Mannigfaltigkeit der Missionare wetteifert in Vorderindien mit der Mannigfaltigkeit der Ordensgenossenschaften. Aber diese Mannigfaltigkeit ist überdacht von römisch-katholischer Einheit. Dadurch ist die katholische Mission an innerer Straffheit sowie in der Schaffung wirklich überzeugter Christengemeinden der protestantischen überlegen. Dagegen steht die katholische wie in Fernasien so auch in Indien an materiellen Leistungen, Schulen und Presse weit hinter der protestantischen zurück, die so aktiv ist, daß der anglikanische Bischof von Madras die Pariaproselyten in naher Zukunft auf 30 Millionen schätzt. Bedenklich erscheint hierbei, daß „dieser Protestantisierungsprozeß auch hier letztlich zumeist auf rationalistischen Synkretismus ohne Dogma und Autorität hinausläuft" (S. 76). In Hinterindien liegt das anders. Dort ist die protestantische Mission gegenüber der katholischen zahlenmäßig und kulturell geringer. In Indonesien dagegen nehmen sich die katholischen Bekehrungsfrüchte gegenüber den älteren protestantischen „recht bescheiden" aus (S. 128). Dennoch wagt Schmidlin hinsichtlich der Aussichten der katholischen Missionen dort das Urteil Hagspiels zu bestätigen und „diesen Weinberg des Herrn als reif zur Scheune und voll von Früchten, weit geöffnet und bereit zur Aufnahme unserer hl. Religion zu bezeichnen" (S. 129). Ganz anders wieder liegen die

---

1) Auch ist in § 16 Anm. 6 nicht auf Antakṛddaśā (Antagaḍadasāo), sondern auf Aṇuttarovavāiyadasāo III 10 zu verweisen.

Dinge auf den Philippinen. Diese ehemalige spanische Kolonie ist zu mehr als acht Zehnteln schon dem Heidentum entrissen und der katholischen Kirche einverleibt. Aber diese einheimischen alten Kirchengemeinden befinden sich in einem Zustand des Verfalls, daß wir dieses Missionsfeld „als eines der gefährdetsten ansehen" müssen (S. 148). Seitdem die Philippinen den Vereinigten Staaten einverleibt worden sind, tritt der amerikanische Protestantismus mit überlegenen Mitteln als später Konkurrent der katholischen Mission auf den Plan. Das neue Buch Schmidlins enthält für einheimische Missionsfreunde wie für tätige Missionare wertvolles Tatsachenmaterial und, was noch wichtiger erscheint, sehr viele Anregungen zum Nachdenken über Aufgaben und Wege zu ihrer Lösung. Daß Quellen und Literatur, wie immer bei Schmidlin, in möglichster Vollständigkeit herangezogen sind, versteht sich von selbst.

Anstey, V.: The trade of the Indian Ocean. London, New York, Toronto: Longmans, Green and Co. 1929. (XVI, 251 S., 27 Ktn. u. Diagramme.) 8°. = The University Geographical Series. 8 sh. 6 d. Angez. von Aug. Köster, Malente i. Holst.

Verf. behandelt, unter fast gänzlichem Ausschluß historischer Fragen, den modernen Seehandel des Indischen Ozeans, sowohl den Handel selbst nach Art und Ausdehnung, wie auch die Handels-Probleme. Letztere sind infolge der sehr verschiedenen und komplizierten politischen und administrativen Verhältnisse äußerst vielgestaltig und werden zudem in hohem Maße beeinflußt durch die wechselnde ökonomische und klimatische Eigenart der in Frage kommenden Länder. Trotzdem ist es Verf. gelungen, unter Benutzung eines reichhaltigen statistischen Materials, eine übersichtliche, wenn auch nicht schnell orientierende Darstellung der modernen Handelsverhältnisse im Gebiete des Indischen Ozeans zu geben, die vielleicht auch den Historiker zu interessieren vermag.

Ostasien.

Haenisch, Prof. Dr. E.: Lehrgang der chinesischen Schriftsprache. I: Textband, 150 Übungsstücke; II: Hilfsmittel, Zeichentafel, Noten zu den Lektionen, Grammatischer Abriß, Übersetzung der Übungsstücke. Wörterverzeichnis. (XI, 236 S.) gr. 8°. Leipzig: Verlag Asia Major 1929/31. I: RM 7—; geb. 10—. II: RM 15—; geb. 18—. Bespr. von B. Karlgren, Gothenburg.

Die abendländischen Hilfsmittel zur Erlernung der chinesischen Literatursprache sind nicht sehr reich. Wohl gibt es für die neuchinesische amtliche Schrift- und Zeitungssprache eine beträchtliche Anzahl von Lehrbüchern, sie können aber nur in begrenztem Maße zur Kenntnis der klassischen und allgemeinen Literatursprache führen. Haenisch hat den sehr guten Gedanken gehabt, ein echt chinesisches Elementarbuch der allgemeinen Schriftsprache dem abendländischen Unterricht anzupassen. Ein Textband mit nach der Schwierigkeit geordneten kurzen Stücken ist in großen Zeichen und gutem handschriftlichen Stile abgedruckt (was ist aber mit den Stücken 7, 78, 82 geschehen? Sie sind sehr häßlich und können kaum von chinesischer Hand geschrieben sein). Hierzu gibt ein zweiter Teil eine wortgetreue Übersetzung, zahlreiche gute Erklärungen, sowohl grammatische wie stilistische und lexikographische, und ein nach Klassenzeichen geordneter Index (mit den Zeichen im Druckstil) erleichtert das Studium.

Die einleitenden Kapitel geben teils eine nützliche Einführung in die Schreibweise der chinesischen Zeichen, teils berichten sie über Hilfsmittel für die Lektüre der klassischen Literatur. Die Literaturangaben könnten zuweilen besser sein. Unter den geschichtlichen Handbüchern sind die trefflichen 'Textes historiques' des P. Wieger, die Originaltexte (also mit chinesischen Schreibformen von Ortsnamen, Personennamen, Titeln etc.) geben, nicht erwähnt; unter den biographischen und bibliographischen vermißt man das ebenfalls sehr nützliche Werk desselben Verfassers: 'La Chine à travers les âges'. Es ist verwunderlich, daß H. unter den Zeitschriften T'oung Pao, Asia Major, Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient, Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen und Sinica aufzählt, dabei aber die Ostasiatische Zeitschrift mit keinem Worte erwähnt! Die OZ enthält aber gerade für Textstudien sehr wichtige Arbeiten, z. B. die trefflichen Übersetzungen Zachs von einer Menge Gedichte, die für den Studierenden überaus schwierig sind.

Ein Kapitel „Grammatischer Abriß" scheint mir nicht sehr gelungen. Auch bei dem zur Verfügung stehenden knappen Raum wäre es wohl möglich gewesen, mehr daraus zu machen. Von 36 Seiten sind nur 9 den grammatischen Hilfswörtern gewidmet, die m. E. zwei Drittel des Ganzen hätten in Anspruch nehmen sollen; auch auf diesen 9 Seiten ist viel Raum auf die Abhandlung von Dingen verwandt, die man den Wörterbüchern hätte überlassen können (**咸, 誠, 果, 終, 他日** etc.), während sehr Wichtiges ganz fehlt. Ob Beispiele aller grammatischen Erscheinungen in den Lesestücken vorkommen oder nicht, ist hier belanglos; die wichtigsten hätten doch in dem Abriß wenigstens kurz erwähnt werden sollen. Die instrumentale und die kausative Bedeutung von **以** ist richtig aufgeführt und durch Beispiele belegt, dagegen die häufige und sehr wichtige finale Bedeutung nicht. Das modale **其** (z. B. **王其來** der König wird wohl kommen), das sehr wichtig ist und den Anfängern Schwierigkeiten macht, ist gar nicht erwähnt worden. Die fragende Initialpartikel **安** ist angeführt, das synonyme (und sicher verwandte) **焉** dagegen nicht. Für die Finalpartikel **焉** begnügt sich H. damit, die Gabelentzsche Definition anzuführen, die doch sehr ungenügend ist. Hat doch schon vor 30 Jahren Ma Kienchung ganz klar festgestellt, daß das satzendende **焉** am häufigsten demonstrativ ist, gleichwertig mit **於是**; darüber ist auch ausführlich im 'T'oung Pao' (1900, S. 366ff.) berichtet worden.

Schließlich ist es schade, daß ein so klug geplantes und im allgemeinen so gut ausgeführtes Lehrbuch an einem gewissen Mangel an Akribie leidet. Das Wörterverzeichnis zählt ungefähr 1500 Zeichen. Von fehlerhaften Lesungen hat Verf. selbst in einer Korrigendaliste einige richtig gestellt. Aber ich habe noch 34 unrichtige Lesungen beobachtet, zum Teil sehr schlimme Fehler. 34 von 1500 ist viel zu viel in einem Elementarbuch für Anfänger, wo es sich um lauter gewöhnliche Wörter handelt, und wo eigentlich keine fehlerhafte Lesungen gestattet werden sollten. Das Buch sollte künftig nie verkauft werden ohne eine

zweite Korrigendaliste beigelegt zu enthalten, die u. a. die folgenden Berichtigungen gibt: 共 *kung*^{1} lies *kung*^{4}, 勝 'siegen' *sheng*^{1} lies *sheng*^{4}, 卩 *ts'ieh* lies *tsieh*, 因 *yin*^{2} lies *yin*^{1}, 增 *ts'eng*^{1} lies *tseng*^{1}, 安 *an*^{4} lies *an*^{1}, 尋 *hün* lies *sün*, 廉 *lien*^{1} lies *lien*^{2}, 翁 *yoh* lies *joh*, 彡 *san* lies *shan*, 必 *pi*^{3} lies *pih*^{4}, 性 *sing*^{1} lies *sing*^{4}, 恥 *ch'i*^{2} lies *ch'i*^{3}, 樸 *puh* lies *p'uh*, 況 'um so mehr' *k'uang*^{3} lies *k'uang*^{4}, 烈 *lieh*^{2} lies *lieh*^{4}, 焉 'Finalpartikel' *yen*^{1} lies: Finalpartikel *yen*^{2} und Initialpartikel *yen*^{1}, 犬 *k'üan*^{2} lies *k'üan*^{3}, 獄 *yuh* lies *yüh*, 玉 *yüh*^{2} lies *yüh*^{4}, 緹 *t'ih*^{2} lies *t'i*^{2}, 緩 *huan*^{2} lies *huan*^{3}, 网 *wang*^{2} lies *wang*^{3}, 耶 *ye*^{3} lies *ye*^{2}, 視 *shi*^{3} lies *shi*^{4}, 象 *hiang* lies *siang*, 哉 *tseih*^{1} lies *tseih*^{2}, 輒 *ch'ê*^{4} lies *chêh*^{4}, 輕 *k'ing*^{2} lies *k'ing*^{1}, 辨 *pien*^{1} lies *pien*^{4}, 返 *fan*^{2} lies *fan*^{3}, 違 *wei*^{1} lies *wei*^{2}, 類 *lei*^{2} lies *lei*^{4}, 男 *nam* lies *nan*.

Es muß auch auf den Anfänger verwirrend wirken, daß bei der Vokabelaufführung in den Lesestücken eine Anzahl Wörter mit altem *-m* geschrieben sind (z. B. 審 *shem*, 廉 *liem*, 心 *sim*, 凡 *fam* usw.; doch nicht alle: 帆, 犯 *fan* usw.!), daß aber dies *-m* im Wörterverzeichnis in das moderne *-n* verändert worden ist.

In einigen Fällen hat H. Lesungen gewählt und durchgeführt, die zwar observiert worden sind (cf. Goodrich's Pocket Dictionary) die aber ganz ungewöhnlich sind: 宜 *i*^{4} statt des normalen *i*^{2}, 兒 *örh*^{3}, normal *örh*^{2}, 節 *tsieh*^{3}, normal *tsieh*^{2}. — 訛 *ê* ist inkonsequent, wenn Verf. 惡 *oh*, nicht *êh* schreibt.

Nach Richtigstellung all dieser sprachlichen Mängel wird das Lehrbuch unbedingt ein sehr nützliches und praktisches Hilfsmittel werden.

Carpini, Johann de Plano: **Geschichte der Mongolen und Reisebericht 1245—1247,** übersetzt und erläutert von Friedrich Risch. Leipzig: Eduard Pfeiffer 1930. (XVI, 405 S.) gr. 8°. = Veröffentl. d. Forschungsinstituts f. vergleich. Religionsgeschichte a. d. Univ. Leipzig, hrsg. von H. Haas. II. Reihe, H. 11. RM 25 —. Bespr. von E. Haenisch, Leipzig.

Eine Übersetzung der lateinischen Textausgabe von d'Avezac mit sehr zahlreichen Fußnoten und einem Anhang in 7 Nummern über Einzelfragen.

Der eigentliche Reisebericht Carpinis und des Begleiters, Bruders Benedikt, die Jahre 1245—47 umfassend, nimmt nur einen verhältnismäßig geringen Teil des Buches ein (63 Seiten) und ist ja auch nicht unbekannt. Die vorausgehenden Teile, welche das mongolische Land und seine Bewohner mit ihren Eigenheiten beschreiben, sind von großem Interesse. Vor dem gediegenen Buche von Pallas, Slg. historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften Petersbg. 1801 haben sie das hohe Alter voraus. Führen sie uns doch unmittelbar in die ‚Mongolenzeit'. Von Pallas' Mitteilungen läßt sich ja vieles nicht mehr in jene vorlamaistische Zeit zurückdenken. Andrerseits fehlt Carpinis Beschreibungen leider neben den Abbildungen die Aufführung der einheimischen Bezeichnungen, welche bei Pallas in so reichem Maße gegeben sind und damit seinem Buche einen besonderen Wert verliehen haben. — In der Literaturangabe vermissen wir C. F. Koeppen, Die lamaische Hierarchie und Kirche Bln. 1859 und J. F. Schmidts Ausgabe und Übersetzung von Sanang Secen, Geschichte der Ostmongolen Petersbg. 1829.

Maier, Hans: **Völkerkundliche Beobachtungen in der Mandschurei.** Sonderabdruck aus „Ethnologica" Bd. IV/1930. Leipzig: Ernst Wiegandt 1930. (13 S. m. Abb.) 4°. Angez. von H. A. Winkler, Tübingen.

M. reiste 1927 mit der von Stötzner geführten Heilungkiang-Expedition. Er berichtet hier hauptsächlich von den südtungusischen Solonen, schildert kurz ihre Lebensweise, soziale Gliederung, Kunstfertigkeit und ihre religiösen Institutionen und Vorstellungen, davon verhältnismäßig ausführlich das Schamanentum. Von den beigegebenen Photographien sei die einer Schamanin erwähnt. Zum Schluß erklärt M. seinen vorzeitigen Weggang von der Expedition, zu dem er durch heftige Malariaanfälle gezwungen wurde.

Afrikanistik.

Obermaier, Hugo, u. Herbert **Kühn: Buschmannkunst.** Felsmalereien aus Südwestafrika. Nach den Aufnahmen von Reinhard Maack bearb. Berlin: Brandussche Verlagsbuchh. [1930]. (XIII, 64 S., 39 Taf. u. 10 Abb. im Text.) 4°. RM 90 —. Bespr. von E. von Sydow, Berlin.

Die letzten Jahre ethnographischer Kunstforschung sind u. a. durch eine intensive Bearbeitung der sog. bushmen paintings gekennzeichnet, und zwar von seiten der Ethnologen, Prähistoriker und Kunstgeschichtler. Diese vielfältige Beschäftigung ist erklärlich, da alle drei Disziplinen an der Aufklärung des Rätsels der sog. Buschmann-Malereien stark interessiert sind. Freilich ist eine der Hauptschwierigkeiten, die sich einer eingehenden Analyse in den Weg stellen, auch heute noch nicht behoben: der Mangel an ausreichendem Abbildungsmaterial. Erst wenn ein Corpus der südafrikanischen Felsmalereien vorliegt, wird man zu nützlicher stilkritischer Untersuchung in größerem Umfange übergehen können. Hier hat nun das vorliegende neue Werk von Obermaier-Kühn das große Verdienst, in vortrefflichen, z. T. farbigen Reproduktionen eine Reihe von Aufnahmen wiederzugeben, die der Kopistentätigkeit von Reinhard Maack verdankt wird, der als Landmesser ein umfangreiches Bildermaterial gesammelt hatte. In 7 Kapiteln, die teils von Obermaier, teils von Kühn geschrieben sind, wird das Material analysiert und den bisher bekannt gewordenen Funden in Afrika und Europa eingereiht.

Falls die vorliegende Veröffentlichung, wie man wohl annehmen darf, die kennzeichnendsten Malereien des südwestafrikanischen Ge-

bietes enthält, dann ist der zwiefache Zusammenhang mit der nördlichen Gruppe und mit der südlichen Gruppe der südafrikanischen bushmen paintings deutlich. Der nördlichen Stilart (Süd-Rhodesien) steht sie insofern nahe, als sie zumeist nur eine einzige Farbe (Rot) schattenbildhaft verwendet. Ferner hat sie in manchen Fällen (z. B. Taf. 19) den von Frobenius sog. „Keilstil" der Körper. Auch sonst ist die gelegentliche Übereinstimmung feststellbar, so z. B. in der sperberkopfartigen Kopfform (Taf. 26 und „Mitteilungen des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie", Frankfurt a. M., Mai 1930, S. 103, Fig. 5). — Andererseits hat sie auch mit den polychromen Bildern der Südgruppe Berührungspunkte, so z. B. in mancherlei Phantastik der Motive, in walzenförmigen Körpern usw. Doch nimmt Südwest eine Sonderstellung insofern ein, als es sich von Südrhodesien durch den Mangel an Landschaftsdarstellungen und an sakralen Motiven, und von der Südprovinz durch den Mangel an umfangreichen Gruppendarstellungen und an malerischer Delikatesse unterscheidet.

Die kunst*historische* Bedeutung des Werkes liegt vornehmlich darin, daß die oft ventilierte chronologische Problematik der Buschmannkunst ihrer Lösung näher gebracht wird. Der Vergleich mit ostspanischen Malereien der jüngeren Altsteinzeit (Capsien) fördert eine Reihe von Übereinstimmungen zutage. Kühn hat in den Proportionen, Spannungswinkeln und Funktionsverhältnissen Analogien zwischen Südafrika und Ostspanien nachzuweisen gesucht, — Obermaier verweist seinerseits auf Ähnlichkeiten zwischen den Tierbildern Franko-Kantabriens und Südafrikas. Bei alledem handelt es sich freilich mehr um Fragmente und Einzelzüge. Doch sind der Übereinstimmungen so viele, daß man den engeren Zusammenhang zwischen beiden Kunstgebieten nicht in Abrede stellen kann. — Dies Resultat Obermaiers und Kühns hat übrigens eine nicht unwesentliche Unterstützung durch Abbé Breuil erhalten, der in den „Cahiers d'Art" (Paris 1930, Nr. 8/9, S. 499) die ältesten Bildwerke als zum Paläolithikum, zweite Hälfte, gehörig betrachtet. — Doch bleibt die Datierung in jedem Einzelfalle neuer Untersuchung bedürftig, da noch Ende des 17. Jahrhunderts die polychrome Malerei Südafrikas in Blüte gestanden zu haben scheint.

Noch ungeklärter ist die Frage nach den Trägern der sog. Buschmannkunst. Sicherlich waren die Buschmänner an der ausklingenden Kunstübung Südafrikas beteiligt. Aber es fragt sich, ob sie von Anfang an als Autoren zu betrachten sind. Für diese einfachste Lösung hat sich Kühn eingesetzt, indem er jede Übernahmetheorie ablehnt. Freilich mit unzureichenden Gründen. Denn bei den Pygmäen Afrikas ist z. B. auf linguistischem Gebiet kein eigenes Idiom, sondern nur Lehngut aus den Sprachen der jeweils benachbarten Völker vorhanden (vgl. W. Schmidt: „Stellung d. Pygmäenvölker . .", S. 116f.), — das gleiche könnte auch von der Kunstübung gelten. —

Bleiben also noch wichtige Probleme der Lösung durch spätere Forschung vorbehalten, so bedeutet doch dies Werk von Obermaier und Kühn einen wichtigen Fortschritt auf diesem Wege der Klärung.

Redaktionsbemerkung zu OLZ 1931, Sp. 698ff. u. 1932, Sp. 7.

So interessant und fördernd die Diskussion über die Textgestaltung der Chronik des ʿĀśikpaśazāde auch ist, sieht sich die Redaktion zu ihrem Bedauern genötigt, sie in den Spalten der OLZ zu schließen, da diese grundsätzlich keine Polemik zulassen kann.

R. Hartmann.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

The Birmingham Post. 26. Juni 1931:
R. Campbell Thompson, The Excavations at Nineveh (Winterkampagne des Britischen Museums. Spuren des Ischtartempels. Kopf einer Bronzestatue, altsumerisch [ca. 3000 v. Chr.]. Steinzylinder des Schamschi-Adad I. [ca. 1840 v. Chr.]. Bemalte Keramik ähnlich der Susa-Ware. Sieben überwölbte Gräber. Zahlreiche Tontafeln und Inschriften.) E.

Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge 6 1929:
340—8 L. Dürr, Zur Bonner Ausgabe des Alten Testaments II.

8 1931:
1—10 L. Dürr, Das Unsemitische und Übersemitische in der semitischen alttestamentlichen Religion.
214—26 L. Dürr, Das Geheimnis der religiösen Entwicklung in Israel (Der Unterschied der ATlichen Religion von den andern altorientalischen beruht auf ihrem Charakter als Stiftungsreligion, auf dem Erwählungsglauben. Daraus erklären sich die Züge, die als ihr Sondergut anzusehen sind: die Ausschließlichkeit der Verehrung Jahwes, die einzigartige Verbindung zwischen Religion und Sittlichkeit, die Missionsidee). R. H.

Bulletin de l'Académie des Sciences de l'Union des Républiques Soviétiques Socialistes. VII. Série. Classe des Sciences sociales. 1931:
1 7—22 N. Nevskij, Aperçu historique des études tangoutes Si-Hia. — 23—52 B. Vasiljew, Sources anciennes de Liao-Tchaï. — 93—111 E. Polivanov, Exemples des parlers uzbeks non-iranisés (sujets à la loi de l'harmonie vocalique). E. P. B.

Bulletin of the American Schools of Oriental Research 1930:
39 1—10 W. F. Albright, The third campaign at Tell Beit Mirsim (10 Schichten A—J, A die oberste.

Die zahlreichen, deutlich erkennbaren Brandschichten — die Siedlungen dieses Platzes sind wenigstens elfmal durch Brand zerstört — liefern sichere Resultate für die Chronologie der Keramik Palästinas. J ca. 2200—2000: Schalenvertiefungen im Felsen; an Keramik nur Altbronzezeit. I—H zeigen Keramik im Übergang von der alten zur mittleren Bronzezeit. Fragmente von Mauerwerk; betreffs der Befestigung ist man noch völlig im Dunkeln. In G ein Stück Stadtmauer, recht primitiv. Dazu der Hof eines Gebäudes mit 3 aus Stein und Mörtel hergestellten Vertiefungen am Boden, vielleicht um große Krüge festzuhalten, Abb., und vielen Topfscherben, die mit Grab 28 II in Geser starke Übereinstimmung zeigen, 19./18. Jh. F, dem G sehr ähnlich, 18. Jh. E und D gehören der Hyksoszeit an. Neubefestigung durch schräges Glacis, ähnlich dem von Jericho, ca. 1700. Der Palast ein Musterbeispiel der Architektur der mittleren Bronzezeit, ursprünglich in E erbaut, in D erneuert, 17. Jh. Außer der 1928 gefundenen Schlangengöttin charakteristische Mittelbronzekeramik, ein Alabastergefäß, ein Steatit-Skarabäus der Hyksoszeit und der aus 10 Stücken bestehende Satz eines Spieles nach Art unseres Puffspieles: 5 dreiseitige Pyramiden und 5 Kegel, aus Fayence, dazu ein Elfenbeinwürfel. Es fehlt das Spielbrett, Abb. Sehr wahrscheinlich ist D durch Amosis I. ca. 1560 zerstört. Darnach war der Platz eine Zeitlang nicht besiedelt. C, ohne jede Hyksosspuren, ist wohl um 1500 gegründet. Man kann bestimmt 2 Lagen unterscheiden: in C 2 mykenische Keramik, Abb., in C 1 nichts davon. In C 2 ein besterhaltener Skarabäus Amenophis III. C 2 bestand also vor 1375. In C 1 ein Skarabäus aus der Zeit Ramses II. Also hat C 1 bis ins 13. Jh. bestanden. In C fand sich das Fragment eines Löwen aus Kalkstein, 60 cm groß, Abb., und 50 cm davon entfernt eine Opfertafel nach der Abb. eine Spendeschale, mit 3 am Rande ausgemeißelten Löwenköpfen; beides echt kanaanäische Arbeit, ca. 1400, die Schale zeigt noch spätägyptischen Einfluß. In B. alte Eisenzeit I, drei Phasen auf Grund der Keramik wie der Bauten zu unterscheiden: vorphilistäisch 13./12. Jh., philistäisch 11./10. Jh., nachphilistäisch 10. Jh. Die Befestigung wenig sorgfältig, ganz anders als in E—C. Zahlreiche Getreidegruben beweisen die Unsicherheit in der Richterzeit. An Kleinfunden: 5 Astartefigürchen im Akt des Gebärens in einer speziell israelitischen Schicht, wichtig für die israelitische Volksreligion vor der Königszeit; ein Skarabäoid: Mann zwischen 2 Straußen, sie am Halse festhaltend. Ein fragmentarisches Ostrakon, ein Buchstabe ק alten Typs erkennbar. B wahrscheinlich durch Šešonq I zerstört. In A einige Kleinfunde: Astartefigürchen, fragmentarische Ostraka mit nur schwer zu lesenden Namen, Schrifttyp der Zeit 800—600 v. Chr. Ein 2. Exemplar des mit Eljakim beschrifteten Krughenkels von 1928. (Ein 3. Exemplar in Beth Schemesch gefunden). 2 Typen von Keramik. Eine 4. Grabung steht in Aussicht). — 10—27 C. C. Mc Cown, Spring Field Trip, 1930 (Automobilausflüge zur Besichtigung der Grabungsstätten des Westjordanlandes, Zeltreise zu Pferde ins Ostjordanland zum Studium der Siedlungen der römisch-byzantinischen Zeit und der megalithischen Reste Besucht wurden die Höhlen von *'Araq el-Emîr* und die Ruinen von *Qasr el-'Abd*. Wenig gegen früher verändert. *'Ammân*, auf dem Wege dahin *Qasr el-Malfûf*, mit kreisförmiger megalithischer Mauer. *Yâjûz*, mit ausgedehnten byzantinischen Ruinen, in der Nähe 2 megalithische Gilgals. Infolge ungünstiger Witterung mußte die Untersuchung der Gegend eingeschränkt werden. Seit den Berichten der früheren Besucher ist wohl von den Überresten durch die Tscherkessen, welche sie als Baumaterial verwandten, viel fortgekommen. Umfangreiche Nekropole, mehrere Kirchenruinen, römische Meilensteine und zahlreiche Zisternen lassen auf eine blühende Stadt der römisch-byzantinischen Zeit schließen, die vorläufig nicht identifiziert ist. *Khirbet es-Samrâ* und *Khirbet Khau*, zahlreiche Architekturreste aus römischer, byzantinischer und moslimischer Zeit, einst bedeutende, schwer zu identifizierende Niederlassungen. Über *Bel'âme* nach *Medwar Nôl*. Nicht mehr „elende Hütten" (Schumacher), sondern ein stattliches Dorf. Vorläufig noch Mauerreste, Gräber, Ölpresse. Nekropole des alten *Gerasa*. *Qal'cat er-Rabaḍ*, durch das Department of Antiquities of the Transjordan Government in Stand gesetzt und zugänglich gemacht. Von *'Ajlûn* nach *Lisdib* und *Mâr Êlyâs*. Darauf zurück ins Westjordanland zur Feier des Pascha der Samaritaner auf dem Garizim. In Ostjordanien ist für Erforschung und Grabung noch Arbeit für Generationen. Bisher kaum ein Anfang gemacht. 11 Abb.) — 27—9 Samuel A. B. Mercer, An Expedition to Abyssinia (Reise zum Aufsuchen und Photographieren von Manuskripten, insbesondere des Ecclesiastes, dann auch anderer biblischer und liturgischer Handschriften. Einige Felsinschriften, 1 Abb.) — The Annual, vol. X. (enthält: E. A. Speiser, New Kirkuk Documents relating to Family Laws und G. A. Barton, A Comparative List of the Signs in the so-called Indo-Sumerian Seals). — Aus Notes sei auf W. R. Taylors Veröffentlichungen in Journal of the Palestine Oriental Society pp. 16—22 und 79—81 verwiesen.

40 2—11 Clarence S. Fisher, Yale University-Jerusalem School Expedition at Jerash: First Campaign (Plan der von den genannten Instituten bestrittenen Unternehmung: es soll zunächst die Innenstadt freigelegt werden, die Straßensysteme, Tempel, Paläste, wichtige öffentliche und private Gebäude. Das alles soll für den künftigen Besucher deutlich erkennbar erhalten bleiben, so daß er die einstige Schönheit der Stadt bewundern kann. Schwierig ist dabei besonders die Fortschaffung der Erd- und Schuttmassen. Sie sollen nur auf Gelände gebracht werden, das vorher genau untersucht und aufgenommen ist, und das keine archäologische Bedeutung hat. Sind die wichtigsten Gebäude freigelegt, will man an Rekonstruktionen gehen. Die Fundobjekte sollen ins Zentralmuseum zu 'Ammân oder in das Lokalmuseum, das man in den Gewölben des Artemistempels eingerichtet hat. Vom 19. Mai bis zu Beginn des Juli und vom 25. September bis zur Regenzeit ist gearbeitet. Nachdem man bisher sich nur mit Ausgrabung der Kirchen befaßt hatte, hat man jetzt auch andere wichtige Gebäude, in erster Linie den Artemistempel in Angriff genommen. Bei einer Grabung westlich der Theodoruskirche entdeckte man eine große gewölbte Zisterne, die bis ca. 1000 n. Chr. in Gebrauch war: ferner eine große Zahl von Wasserrinnen und -kanälen; in einer tieferen Schicht einen Raum mit vielen zerbrochenen Tongefäßen, ca. 350 n. Chr. Weiter fand sich eine sorgfältig hergestellte Ölmühle und in den Trümmern am westlichen Stadttor Teile einer großen mit Inschrift bedeckten Tafel. Auch die Begräbnisplätze außerhalb der Stadt auf den Hügelabhängen wurden untersucht. Grab 4 lieferte eine ursprünglich bemalte Artemisstatuette und eine kleine Porträtbüste. 9 Abb.) — 11—4 Uni-

versity of Pennsylvania Museum-Baghdad School Expedition at Billah (Aus einem Brief des Prof. Speiser v. 1. November 1930: Der Grabungshügel ist einer der ausgedehntesten im Iraq. 3 von West nach Ost sich erstreckende Abschnitte. Der westlichste ergab eine Besiedlung in griechisch-römischer Zeit: in 1,47 m Tiefe ein hellenistischer Siegelabdruck. Da das Interesse der Ausgräber in erster Linie auf assyrische Funde aus war, wurden die anderen Abschnitte in Angriff genommen. In den oberen Lagen fanden sich Reste unwesentlicher Bauten, einige Ziegel mit den Namen Assurnasirpals und seines Sohnes Salmanassar, auch Sanheribs. Diese Ziegel scheinen wiederverwertetes Material älterer Bauten zu sein. Dazu kam ein assyrisches Prisma mit Angaben über Soldaten, Tribut usw. im Stil Assurnasirpals. Sonstige Funde: eine recht primitive assyrische Statuette, ein assyrischer Siegelzylinder, Tongefäße, zumeist aus Gräbern einer umfangreichen Nekropole. In dieser neben zahlreichen Urnen eine Grabkammer mit Sarkophag, bestehend aus 2 ineinander geschobenen Hälften. Um den Sarkophag eine Anzahl vorzüglich erhaltener Tongefäße, auch 2 nach Gestalt und Arbeit interessante Bronzegefäße. 2 Abb.) — 14—37 Reports (Geschäftliche und persönliche Mitteilungen: Dr. C. C. McCown verläßt zum Sommer 1931 seinen Posten).

41 (February) — Archaeology in Palestine in 1930 by Chester C. McCown (4 Expeditionen englisch, 1 italienisch, 2 französisch, 5 amerikanisch, 1 englisch-amerikanisch. Tell el-Fâr'ah and Tell el-'Ajjûl. Letzteres südlich von Gaza, älter als dieses, der älteren und mittleren Bronzezeit zugehörig. Festungsgraben um den ganzen Hügel. Tell el-Fâr'ah: Palast aus der Ramessidenzeit, luxuriös ausgestattet: Schlafzimmer mit Bad, Weinkeller. Die Stempel auf den Tonstöpseln zeigen eine syrische Gottheit auf einem Löwen stehend. 11 Gräber aus der 19. u. 20. Dynastie 1350—1100), schon im Altertum ausgeraubt, doch fanden sich noch reichlich Schmucksachen, Skarabäen u. a. Philistergräber derselben Zeit lieferten Keramik vom kretischen oder ägäischen Typ. Die benachbarten prähistorischen Siedlungen zeigten verschiedene Stufen der neolithischen Zivilisation: die Hacke in ihrer Entwicklung vom zugespitzten Stein bis zum regelrechten flachen gradgeränderten Werkzeug. Kupferner Dolch. In den verschiedenen Formen der Keramik glaubt Flinders Petrie enge Beziehungen zum Ägypten der vorkönigl ichen Zeit zu erkennen. — 'Ain Shems: Bedeutendes Bauwerk der Bronzezeit. Krughenkel mit Inschrift: Eljakim Diener des Jojachin, wie in Beth Mirsim. Tonscherbe, 70—80 cm, beiderseitig mit Tinte beschrieben, auf der konkaven Seite 2 kurze Zeilen, 7 Buchstaben; auf der konvexen 4 oder 5 mit etlichen 10 gut erhaltenen und reichlich mehr verblichenen. Noch nicht entziffert, doch wahrscheinlich semitisch, aus den Bedürfnissen des praktischen Lebens hervorgegangen. — Megiddo: Ein Ballon, um von oben das ganze Grabungsgelände umfassende Aufnahmen zu machen, zum besseren Verständnis der Lage und Zusammenhänge der Mauern, Baulichkeiten usw. Die Feldbahn an den Rand des Geländes gelegt, um die Übersicht zu erleichtern. Unterhalb der salomonischen Schicht eine Öffnung in der Stadtmauer mit schmaler, gut gepflasterter und von Mauern begrenzter Straße, die in die Stadt hineinführt. Ihr Zweck noch nicht klar. — Beisân: Fitzgerald hat zunächst die Nekropole auf dem Nordufer des Jâlûd in Angriff genommen. Anthropoide Sarkophage und Altbronze-Keramik, oberhalb der Gräber ein byzantinisches Kloster: besterhaltene Mosaikböden, 7 Mosaikinschriften, goldene Halskette, Goldmünzen. Auch auf dem Tell ist die Grabung neu aufgenommen. — Jericho: Referat über PEF 1930 S. 123ff. — In Transjordanien arbeiten zur Zeit 3 Expeditionen: eine italienische in 'Ammân, eine französische in Teleilât el-Ghassûl und Nachbarschaft, eine amerikanische in Jerash. Eine vorbereitende Unternehmung nach Petra wurde ausgeführt. Dr. Canaan berichtet darüber in Journal of the Palestine Oriental Society und Mr. Horsfield and Miss Conway in Geographical Journal. — 'Ammân: Untersuchungen der Zitadelle und der Mauer. — Jerash: Das Terrain des Artemistempels wurde weiter untersucht: einige neue Inschriften, Mosaiken, Gefäße aus Ton und Bronze, Münzen. Vor dem Tempel war eine byzantinische Tonwarenmanufaktur eingerichtet, hunderte von Lampen und Lampenformen sind gefunden. Töpferöfen. Reste des großen Altars. — Teleilât el-Ghassûl: Über den Wert der Grabungsresultate werden die Meinungen sehr geteilt sein. Die Hauptfrage ist, ob es ein Altbronze- oder ein neolithischer Platz ist. Genaue Berichte in Biblica. — Mughâret el-Wâd: Referat nach PEF. 1931 S. 99ff. — El-'Adeimeh. The Kerâzeh Dolmen Field: Die Untersuchung dieser beiden Dolmenfelder ist so gut wie ergebnislos verlaufen. Man glaubt diese Megalithbauten der mittleren oder späteren Bronzezeit zuweisen zu sollen. — Seitens der Departments of Antiquities wird gesorgt für Erhaltung des Sarazenenschloßes von 'Ajlûn und des Kreuzfahrerschloßes von 'Athlît. — Auf der Judenkolonie Ramat Rachel bei Bethlehem sind unterirdische Baureste und Ossuarien entdeckt, die man auszugraben beabsichtigt. (7 Abb.) — Reports from our Expeditions in Iraq (Dr. Speiser schreibt aus Tell Billah: In B. hatte einen Palast im 9. Jh. Assurnasirpal, dann Salmanassar und Sanherib. Vorher beherrschten die Stadt die Hurriter, ein Volksstamm, der der östliche Nachbar der Hetiter und Vermittler zwischen der mesopotamischen und ägäischen Kultur gewesen ist. Die dort gefundene Keramik, buntbemalt (Tierfiguren u. Linienornamente), gefällige Form, sehr dünnwandiger Ton, von ägäischem Typ. Gräber mit Krügen, Schmucksachen u. a., aus der Zeit 1500—500 v. Chr. Kyklopische Futtermauer, außerhalb derselben zahlreiche Bronzewaffen, 3. Jhrt. v. Chr. — Mr. Starr schreibt aus Nuzi: Modelle aus gebranntem Ton zum Gießen metallener Amulette in Tierformen, zahlreiche beschriebene Tontafeln, ca. 2500 v. Chr. — Dr. Meek schreibt über diese Tafeln: Sie enthalten Listen von männlichem u. weiblichem Tempelpersonal, akkadische u. sumerische Namen. Wörterliste mit Wörtern für Sklave, Priesterin, Konkubine u. a. Listen von Getreide, Klein- und Großvieh. Vorkommende Götternamen: Nusku, Ischtar, Assur. Der alte Name des Platzes: GA-SAG^{ki}. Weiter fand sich ein Schatz wertvoller Zylinder- und Stempelsiegel. 9 Abb.) — Some new Palestinian Inscriptions by W. R. Taylor (Die Krughenkelinschrift, gefunden auf dem Platz des sog. kanaanäischen Heiligtums, 3 Buchstaben, sichert das Vorhandensein der altkanaanäischen Kursive zwischen 2000 und 1600 v. Chr. Eine neue Grenzsteininschrift, in Jerusalem entdeckt, Geser betreffend, 6 Buchstaben, Quadratschrift, 2. Jh. v. Chr.).

42 1—6 R. H. Pfeiffer, The Excavations at Nuzi: Preliminary Report of the fourth Campaign (Die Hauptschicht von Nuzi, heute Yorgan Tepe, gehört ins 15. Jh. v. Chr. Darunter 11 Schichten, bis in

eine Tiefe von 6 Metern unter dem gegenwärtigen Niveau der Ebene reichend. In den 4 Kampagnen der Grabung sind neben den dicht mit Privathäusern bestandenen Stadtvierteln freigelegt ein Palast und ein (oder mehrere) Tempel, wahrscheinlich der Ischtar gehörig. Die Untersuchung der unteren Schichten brachte eine genaue Feststellung der cella des Tempels aus der 4. Schicht und der Baugeschichte des Heiligtums überhaupt. Besonders wichtig waren die Kleinfunde: 200 sumerische Tafeln aus der 4., ein Grab aus der 6., eins aus der 8. Schicht, letztere beide mit Skeletten und Beigaben. Im Tempelgebiet eine Kollektion von Bronzegeräten: Sicheln, Nadeln, eine Klingel und Schmuck wie Armbänder, Halbmonde u. a. In einem 9 Meter tiefen Brunnenschacht ein Haufen von Siegeln verschiedenster Form. Die sumerischen Tafeln stammen aus der ersten Hälfte des 3. Jhrt., daneben assyrische (Assyrian [Hurrian]) Texte aus der Mitte des 2. Jht. Zwischen ihnen steht der im Palast gefundene „kappadokische" Brief. Eine der alten Tafeln stellt eine geographische Karte dar: ein See, 2 Ströme, 2 Gebirgszüge, 3 Städte. Ein ausführlicher Bericht dieser geschichtlich hochwichtigen Grabung soll erscheinen. 6 Abb.) — 7—10 W. F. A., On the Map Found at Nuzi. (Die abgebildeten Dinge sind mit leider schlecht erhaltenen Beischriften versehen. Der einzige einwandfrei lesbare Name ist Maš-gán-bàd-ib-la, der Name des einen Stromes Ra-ḫi-um, der Ebene zwischen den Gebirgszügen ša-ad A-za-la. Vielleicht ist hier eine syrische Landschaft dargestellt. 3 Abb.) — 10—2 Letter of February 28 from Dr. Speiser to the President of Dropsie College and the Director of the American School at Baghdad (Tepe Gawra hat über 20 Schichten, nur 4 sind jünger als das 3. Jhrt., mehr als 10 prähistorisch, 4. Jhrt. und darüber. Tepe Gawra ist der älteste Tell im Iraq. Zahlreiche Kleinfunde aus den verschiedenen Schichten, wie Siegelzylinder, bronzene Waffen und Sicheln, fein bemalte Keramik, ein Gefäß mit verkohltem Weizen, sicher aus dem 4. Jhrt.) — 12—3 Letter of March 1 from Dr. Speiser to the Directors of the American School at Baghdad and the University Museum of Philadelphia (Auf dem Tepe Billah 7 Schichten, kulturgeschichtlich wertvolle Kleinfunde aus Gräbern des 4. Jhrt.: Siegel, silberne Haarnadel und Fingerring, Keramik, Getreidereste.) — 13—5 W. F. Albright, Recent Progress in the late Prehistory of Palestine (In den letzten 3 Jahren hat die Arbeit weniger Gelehrter zu folgenden Zeitbestimmungen geführt: Die Funde von Miss Garrod im Wâd en-Naṭûf, das Natufian, entspricht dem europäischen Tardenoisien; Ackerbau, keine Keramik. Nun klafft für Palästina vorläufig eine Lücke. Aufkommen der Töpferei, Gebrauch des Kupfers: eine dem Campignien Europas entsprechende Zeit, nicht später als 4000 v. Chr., fehlt. Es folgt das Ghassulian (Tuleilât el-Ghassûl), gefunden im Jordantal, in den Höhlen von Galiläa und auf dem Karmel, parallel der chalkolithischen (aeneolithischen) Zeit. Endlich nach 3000 v. Chr., Altbronzezeit mit der Feuersteinbearbeitung, das Tahunian (Wâdi Ṭaḥuneh).

Max Löhr.

Bulletin de l'Institut français d'Archéologie orientale 30 1930:

2 305—31 Ludwig Keimer, Quelques remarques sur la huppe (Upupa epops) dans l'Égypte ancienne (m. 4 Taf. u. 10 Abb. Darst. des Wiedehopfs als Kinderspielzeug und in der Landschaft. Der demot. Name des Wiedehopfs ist , der kopt. ⲕⲁⲕⲟⲩⲡⲁⲧ u. var., der griech. κουκούφα u.var., der hebr. דוכיפת, der arab. هدهد. In den Scalae erscheint ferner ⲕⲁⲣⲁⲡⲏⲛ, ⲭⲓⲛⲟⲥ, ⲁⲧⲍ, ⲉⲡⲟϯ, ⲓⲣⲣϯ als Bez. des W., schließlich entspricht der Vogelname ⲭⲏⲃ-ⲣⲃⲟⲩⲧ vielleicht dem hebr. Worte, dem ἔποπα der LXX und upupum der Vulg., vielleicht auch dem Lautwert der Hierogl. , die den W. darstellt. — Slg. von Texten, in denen der W. genannt ist). — 333—60 Jean Philippe Lauer, Remarques sur les monuments du roi Zoser à Saqqarah (m. 2 Taf. u. 7 Abb. I. La pyramide à degrés et la situation de son temple funéraire au nord [Die Orientierung der Gräber mit der Stele an der Ostseite bestand zur Zeit des Zoser noch nicht, erst später wurde die Stele an die Ostwand der Pyr. angelegt und bestimmte damit auch die Axe des Kulttempels; in den älteren Gräbern standen die Stelen in den unterirdischen Räumen. Die Tempelanlage des Z. konnte demnach ohne feste Orientierung an irgend einer Seite der Pyramide stehen, der Kult bezog sich wohl auf eine Statue. Die häufige Verwendung der Zeichen und in der Ornamentik lassen auf den Einfluß der Osirisreligion schließen, dagegen deuten andre Anzeichen auf das Vorwiegen des Kultes von Heliopolis, hinter dem der eigentliche Lokalgott Ptah zurücktritt. Auf Heliopolis weist Imhoteps Titel und wohl auch die neue Form des Grabbaus, der Treppe zum Himmel, die östl. Orientierung der Stelen in den Innenräumen und der Königstitel II. Les monuments appelés „tombeaux des princesses". [es sind vielmehr das pr ḥḏ und das pr dšr der beiden Reiche. Die Befunde im einzelnen stimmen zu der Erklärung]. III. Les constructions appelés „temple du *Ḥeb-Sed*" et leurs dépendances. [Es ist 1. der Hof, an dessen beiden Seiten die Kapellen der ober- und unterägyptischen Götter und an dessen Abschluß die beiden Räume liegen und in dem das Krönungsfest für den verstorbenen König als Osiris gefeiert wurde. In jüngeren Tempeln findet sich statt des Ḥb-sd-Baus die Darst. des Festes auf den Wänden.] IV. Séparation du culte journalier et du culte des jours de fête dans les monuments de Zoser [Versuch, die Gebäudegruppe im Norden der Pyr. für die einzelnen Verrichtungen des täglichen Kultes zu deuten im Gegensatz zur Gruppe an der Ostwand der Umfassungsmauer, die für bestimmte Feste reserviert war]. V. Le mur d'enceinte et son tombeau dans sa partie sud [Die Umfassungsmauer gibt die Mauer von Memphis mit ihren Toren, Fenstern usw. wieder. Das Grab wird zweifelnd mit dem Ptahtempel in Memphis in Verbindung gebracht, der „im Süden seiner Festung" lag, und es mag von Zoser wirklich benutzt worden sein; dazu stimmen die gleichen Dimensionen, die gleiche Ausstattung usw. mit der Sargkammer der Pyr., die ja nicht vollendet ist.]). — 361—68 Walter Till, Die Vokalisation des Fayyumischen. — 369—91 Paul Tresson, La stèle de Naples (m. 3 Taf. Die in ihr erwähnten Ereignisse beziehen sich auf die Regierung Nektanebos' II, den Einfall der Perser, die Schlacht bei Gaugamela). — 393—405 Marie-Antoinette Beauverie, Sur quelques fruits de l'ancienne Egypte exposés au Musée de Grenoble (m. Taf.). — 407—15 W. Schu-

bart, Die Βουλή von Alexandreia (zu dem von Norsa und Vitelli im Bull. Soc. Archéol. d'Alexandrie Nr. 25 veröff. Pap. Sch. nimmt an, daß der Text den Gesandtschaftsbericht des Belbillus u. Gen. an Claudius darstellt. Der Kaiser hat die Prüfung zugesagt, es ist aber nichts erfolgt.). — 417—23 Paul Collart, À propos de quelques exercises scolaires (Page d'écriture d'un écolier copte. Sentences monostiques de Ménandre). — 425—47 I. I. Clère, Un passage de la stèle du Général Antef (Glyptothèque Ny Carlsberg, Copenhague) (*ḫsb.t ".w* = Berechnung des Gewichtsausschlags scil. bei der Wägung des Herzens vor den Totenrichtern; der Ausdruck findet sich auch in der jüngeren rel. Literatur. — *ḏd.k jw.k* = mögest du sagen, wessen man dich beschuldigt, d. h. mögest du dich verantworten.). — 449—52 Pierre Chantraine Grec ΚΟΛΟΣΣΟΣ (asianischer Herkunft, vgl. die phrygische Stadt Kolossai). — 453—55 W. E. Crum, Un nouveau mot copte pour „navire" (ϣⲓⲛⲟⲩⲑⲁ = zweifelh. kbnwt, kbnit; ϣⲓⲛⲟⲩⲑⲁ steht, wie Verf. nachträglich hinzufügt, schon bei Tattam). — 457—64 Maria Mogensen, Les oeuvres d'art de Tell-el-Amarna dans la Glyptothèque Ny Carlsberg à Copenhague (m. 4 Taf.). — 465—75 Carlo Alfonso Nallino, L'Egypte avait-elle des relations directes avec l'Arabie méridionale avant l'âge des Ptolémées? (Zu Golénischeffs Ausgabe der Dariusinschr. von Tell el Maschuta Rec. 13, 99, in der zweimal Saba genannt ist, wie auch W. Max Müller zu glauben geneigt ist. Verf. hält das ⌓ am Ende des Namens für nicht femininal, sondern für stammhaft und kommt so auf einen Namen Šbt, der Saba nicht entsprechen kann). — 477—80 Arthur S. Hunt, Lucius Silius Satrianus (Bittschrift eines C. Valerius Marinus aus Antinoe a. d. Jahre 164). — 481—90 T. Eric Peet, An ancient egyptian Ship's Log (Pleyte-Rossi, Pap. de Turin Taf. 68/9, von Botti um neue Fragmente bereichert, wohl 20. Dyn.). — 491—6 Jaroslav Černy, Une expression désignant la réponse négative d'un oracle (n'j n-h'.f). — 497—507 Alexandre Varille, Une stèle du vizir Ptahmes contemporain d'Amenophis III (No. 88 du Musée de Lyon) (m. Taf. u. 2 Abb.). — 509—11 L. Th. Lefort, Une citation copte de la Ie Pseudo-Clémentine „de virginitate". — 513—36 Pierre Jouguet, La politique interieure du premier Ptolémée. — 537—9 Isidore Lévy, Kombaphis, Kombabos, Ḫbbš (gegen Struwes Konstruktionen Bull. Acad. Sciences Léningr. phil.-hist. Klasse VII Série 1928 Nr. 3 S. 202. Nach Lévy hat Ktesias den Namen des verräterischen Hohenpriester und Eunuchen Kombaphis von dem Eunuchen Kombalos entlehnt, dessen Geschichte aus Lukian bekannt ist). — 541—3 Adolf Grohmann, Zum Weizenpreis im arabischen Ägypten (in den ersten 3 Jahrh. der arab. Herrschaft einigermaßen auf der Höhe der vorangegangenen byzant. Periode, zwischen $^1/_8$ und $^1/_{20}$ Dinar je Artabe, danach sprunghafte Steigerung). — 545—52 Rémy Cottevieille-Giraudet, Gravures protohistoriques de la montagne thébaine (m. 2 Taf. u. 3 Abb. An Hand einer Skizze der morphologischen Entwicklung der das Niltal einfassenden Nieder- und Hochufer seit dem Palaeolithikum werden Felszeichnungen der verschiedenen Perioden charakterisiert). — 553—64 Henri Gauthier, À propos des hymnes adressés au dieu Min (Zusätze zu Selim Hassans Hymnes rél. du ME. und vier neue Texte aus alter Zeit und elf jüngere). — 565—74 Ch. Virolleaud, La divination babylonienne. — 575—80 F. Bisson de la Roque, Notes sur Aker (seine Schreibung, seine Stellung in der Götterwelt, seine Rolle in der Totenwelt). — 581—5 Etienne Drioton, Un Ex-voto à Imouthès (m. 2 Taf. Sait. Gruppe des Imuthes und eines Mannes, der ihm ein Mädchen weiht; die Imuthesfigur gehört nicht urspr. zur Gruppe, sondern ersetzt eine andre verlorengegangene). — 587—91 Hermann Ranke, Eine ungewöhnliche Darstellung des Neuen Reichs (m. 2 Taf. Kalksteinrelief des NR. mit einer Totenklage?).

31 1931:

1 1—29 P. Jouguet, Dédicace grecque de Médamoud (m. Taf.). — 31—2 P. Graindor, À propos de la dédicace de Médamoud. — 33—111 P. Collart, Les papyrus grecs d'Achmim à la Bibliothèque nationale de Paris. — 113—20 Edm. Pauty, Le pavillon du Nilomètre de l'île de Rôdah au Vieux-Caire (m. 11 Taf.). Wr.

Zur Besprechung eingelaufen.

49 Boerschmann, E.: Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen. Bd. III: Pagoden, 1. Tl.
50 Buckler, F. W.: Harun u'l-Rashid and Charles the Great.
51 Evans, A.: The earlier Religion of Greece in the Light of Cretan Discoveries.
52 Fielding Hall, H.: Das Lieblingsvolk Buddhas. Die Burmanen u. ihr lebendiger Glaube.
53 Gardiner, A. H.: The Chester Beatty Papyri Nr. 1.
54 Giannini, A.: Le Costituzioni degli Stati del Vicino Oriente. Afghānistān, Egitto, Higiāz, 'Irāq, Libano e Siria, Palestina, Persia, Transgiordania, Turchia.
55 Grousset, R.: Les Philosophies indiennes. Les Systèmes. T. I & II.
56 Jensen, H.: Neupersische Grammatik mit Berücksichtigung d. historischen Entwicklung.
57 al-Kindī, Ja'qūb Ibn Isḥāq: Risāla fī ḫubr tā'līf al-alḥān. Über die Komposition der Melodien, hrsg. v. R. Lachmann u. M. el-Hefni.
58 Kuhn, G.: Beiträge zur Erklärung des Salomonischen Spruchbuches.
59 Kunstmann, W. G.: Die babylonische Gebetsbeschwörung.
60 Lukas, J.: Die Sprache der Káidi-Kanembú in Kanem.
61 Meillet, A.: Grammaire du Vieux-Perse. 2me Éd. par E. Benveniste.
62 Mingana, A.: Woodbrooke Studies. IV: The Work of Dionysius Barṣalībi against the Armenians.
63 Palästinajahrbuch des Dt. ev. Inst. f. Altertumswiss. Jerusalem, hrsg. v. A. Alt. 27. Jg. (1931).
64 Patzelt, E.: Die fränkische Kultur und der Islam.
65 Percikowitsch, A.: Al-Ḥarîzî als Übersetzer der Maḳâmen Al-Ḥarîrîs.
66 Poebel, A.: The Sumerian Prefix Forms e- and i- in the Time of the earlier Princes of Lagaš.
67 Sarton, G.: Introduction to the History of Science. II: From Rabbi ben Ezra to Roger Bacon.
68 Schwarz, A. Z.: Die hebräischen Handschriften in Österreich. I: Bibel-Kabbala.
69 Shirokogoroff, S. M.: Ethnological and linguistical Aspects of the Ural-Altaic Hypothesis.
70 Stein, E.: Philo und der Midrasch.
71 Tafrali, O.: Monuments byzantins de Curtéa de Arges.
72 Wellmann, M.: Hippokrates-Glossare.
73 Wilcken, U.: Griech. Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte. 3. Aufl.
74 Wilhelm, R.: Der Mensch und das Sein.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.